



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin ; Hannover, 1950

Stilistisches Zwischenspiel:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93965](#)

Stilistisches Zwischenspiel

Leitmotiv

Als im Jahre 1922 ein Deutsch-Lehrer auf den guten Einfall kam, an die berühmtesten Schriftsteller der Zeit die Rundfrage zu richten, durch welche Mittel ihrer Meinung nach der Aufsatzzunterricht in den Schulen verbessert werden könnte, erhielt er von Paul Ernst eine Antwort, die uns Leser seiner Jugenderinnerungen (vgl. S. 114) nicht überraschen kann:

„Ich würde die Beschreibung von Gegenständen und Vorgängen, die wirklich gesehen und verstanden worden sind, bis in die obersten Klassen üben; dabei kann kein Gesalbader entstehen. Ich habe mir, als ich bereits als Schriftsteller einen Namen hatte, selbst derartige Aufgaben gestellt, mich zum Beispiel einmal gemüht, das Immergrünbeet vor meinem Fenster in möglichst genauer und gleichzeitig schöner Darstellung festzuhalten.“

Unter diesem Gesichtspunkt lese man die hier folgenden Beschreibungen, die nicht aus der Feder anerkannter Dichter, sondern aus einer dicken Sammelmappe von mehr oder weniger gelungenen Schülerarbeiten stammen; diese werden zu eigenen Versuchen sicher mehr Mut machen!

Vier Variationen

1. Eines Tages war in unserer Schule ein Glasbläser angemeldet, der in der Chemiestunde seine Kunst vorführen wollte; der Deutsch-Lehrer hatte noch schnell vorher die Klasse gebeten, beim Zuschauen sich Notizen zu machen. Hier ist eine der nachträglich daraufhin ausgearbeiteten Stilübungen:

Wie Jumbo entstand

„Da werden wir aber eine Menge neuartiger Geräte kennenlernen“, dachte ich, als wir die Treppe hinaufgingen. „Der ganze Tisch im Chemiesaal wird mit verschiedenen Glasarten, mit allerhand Behältern, Zangen, Farben und vielen unbekannten Dingen vollstehen.“ Und was brauchte der Glasbläser, um die verschiedensten Figürchen herzustellen? Er benutzte eine mit viel Sauerstoff gespeiste Gasflamme und einige bunte Glasmäppchen; ab und zu hantierte er noch mit einer kleinen Glassäge und einer Pinzette, deren Enden sehr breit waren.

Zischend strömte die Flamme aus dem Brenner; ein Glasmäppchen wurde über das Feuer gehalten; das sonst so starre Glas begann sich plötzlich zu bewegen, ließ sich dehnen und aufpusten und zerplatzte wie eine Seifenblase. Der Meister nahm nun ein dunkelgrau gefärbtes Glasrohr und erhitzte es. „Drehen, drehen“, sagte er, „das ist die Hauptsache, wenn man eine gleichmäßig runde Form erhalten will.“ Und so drehte sich auch die Röhre zwischen seinem Daumen und Zeigefinger unaufhörlich hin und her. Wieder begann sie zu schmelzen; rasch zog sie der Meister so auseinander, daß zwar in der Mitte der

alte Hohlräum bestehen blieb, seine Ränder aber an beiden Enden kegelförmig verliefen und zum Schluß sogar zusammenschmolzen. Flink sägte der Meister das eine zugeschmolzene Ende ein und brach es ab, damit er eine Öffnung zum Hineinblasen erhielt. Schnell mußte alles geschehen; denn wenn das Glas während der Bearbeitung nicht dauernd gleichmäßig erwärmt wird, platzt es. Durch das Hineinblasen entsteht an der erhitzten Stelle eine Ausbeulung, die sich später als Kopf eines Elefanten entpuppte. Nun erhitzt er das Glas gleich dahinter unter ständigem Drehen; dann bläst er wieder in der oben beschriebenen Weise, und siehe da, der Leib eines Elefanten schwollt auf. Jetzt geht es an den Rüssel. Der eine Blase „Spieß“, der noch am Kopfende haftet, wird erhitzt, langgezogen, damit er dünner wird, in die richtige Form gebogen, das übrigbleibende Ende abgeschmolzen, und schon ist der Rüssel fertig. Der Glasbläser nimmt schnell einen der Glasstäbe zur Hand. Er hält den Kopf des Elefanten und das Ende des Glasstabes über die Flamme, drückt es unter dem Rüsselansatz an, bläst ein paarmal am Spieß hinein, zieht den Glasstab ab, und man sieht, daß dies die Lippe sein soll. Mit einem erhitzten helleren Glasstab tupft er Punkte auf beide Seiten des Kopfes: die Augen. Dann wird ein weißer Stab auf beide Seiten neben dem Rüssel angedrückt, langgezogen und abgeschmolzen. Das sind die Stoßzähne. Die Ohren werden ebenso gemacht, aber vor dem Erkalten mit der schaufelförmigen Zange plattgedrückt. Jetzt kommen als letztes die Beine an die Reihe. Ein Glasstab und die Stellen, wo die Beine angesetzt werden sollen, werden erhitzt. Er drückt den Stab an die passende Stelle und bläst durch den Spieß. Dadurch wird der obere Teil des Beines dick und hohl. Der Glasstab wird abgeschmolzen und das Bein unten abgeplattet. Die Herstellung der anderen Beine ist dieselbe. Damit Jumbo fest stehen kann, wird das eine oder andere Bein, wenn nötig, noch verkürzt. Wenn alles erkaltet ist, wird der Spieß abgeschmolzen. Die übrigbleibende Spitze ist der Schwanz. Nun ist Jumbo fix und fertig; seine Herstellung dauerte etwa eine Viertelstunde, und für 70 Pfennige konnte man sich ihn kaufen.

G. V.

2. Oder andermal hatte ein Sechzehnjähriger von sich aus

Die Spandauer Fischer bei einem winterlichen Fischzug

beobachtet und beschrieben:

Es rücken etwa ein Dutzend Männer an mit zwei großen Schlitten, auf denen sich primitive Holzwinden befinden, dazu ein paar Stangen, einige Eisäxte und ein riesiges Netz. Sie gehen quer über den Tegeler See. Nachdem sie haltgemacht haben, wird mit den Axtklingen ein großes Loch gehauen, wo hinein später das Netz kommen soll. Dann ziehen zwei Leute in entgegengesetzter Richtung los, um in bestimmten Abständen kleinere Löcher zu schlagen. Es dauert nicht lange, da ziehen die beiden Männer ihre Jacken aus, krempeln die Hemdsärmel hoch, und trotz der Kälte rinnt ihnen der Schweiß in

Strömen von der Stirn. Zuerst krachen die Äxte mit einem dumpfen Laut über das Eis, dann wird der Ton heller und heller, und nun spritzt dem einen Arbeiter ein Wasserstrahl ins Gesicht. — Mit der Zeit merke ich, daß die beiden Männer Halbkreise beschreiben und sich an einer von dem ersten großen Loch weit entfernten Stelle treffen werden. — Noch ehe die beiden mit ihrer Arbeit fertig sind, stecken andere Fischer zwei Stangen ins Hauptloch, die durch zwei Seile mit den Netzenden verbunden sind. In entgegengesetzter Richtung (als wie die Männer gingen, die die Löcher schlügen) werden sie unter das Eis geschoben, und ich sehe, daß sie gerade von einem Loch zu dem andern reichen. Über den ersten beiden Löchern stehen zwei Fischer. Der erste angelt mit einer Art Pickel nach dem Stab, zieht ihn zu sich heran und schiebt ihn weiter, ihn in der Richtung zum nächsten Loch haltend. Hat der zweite Mann die Stange ergriffen, so geht der erste zum übernächsten Loch und wartet, bis sie bei ihm erscheint. Der andere Fischer verläßt seine Stelle nun und so fort.

Immer mehr Maschen des Netzes werden ins Wasser gezogen, und nun ist es ganz verschwunden. Da treten dort, wo die Stäbe angelangt sind, die Schlitten mit den Winden in Tätigkeit: die Stangen werden aus dem Wasser geholt und die Seile an den Wellen der Winde befestigt; denn man will das nun ausgespannte Netz unter dem Eise entlangziehen. Obgleich die Speichen, mit denen die Achse gedreht wird, ziemlich lang sind, läßt sie sich nur langsam und rückweise bewegen; das Holz quietscht und knarrt. Mit der Zeit werden die Windungen des Seiles auf der Spule immer zahlreicher: das Netzende erscheint! Bei dem anderen Schlitten ist es auch gerade angekommen. Beide Mannschaften rollen die Seile ab und befestigen sie an den Stäben, mit deren Hilfe sie wieder so weit fortbewegt werden, bis sie gestrafft sind und die Winden in Tätigkeit treten müssen. — Endlich treffen sich die Schlitten am letzten Loch, das ebenso groß wie das erste und inzwischen fertiggehauen worden ist. Wieder bewegt man die knarrenden Achsen. Immer mehr füllt sich das Netz. Immer schwerer wird seine Last, und immer langsamer drehen die Fischer die Speichen. Endlich erscheinen die beiden Netzendenden: alle Männer packen mit an, und „Hau ruck! Hau ruck!” wird die Beute allmählich aufs Eis gezogen und dann in die Schlitten geschüttet.

Die Männer verpusten sich eine Weile, wischen sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn, ziehen ihre Jacken an und fahren ab. H. B.

3. Oder — eine Radfahrergruppe brachte von einem Ausflug ins Senftenberger Braunkohlegebiet reiche Auswahl für ihre Klasse mit. Hier als Probe die Beschreibung eines Förderbaggers:

Förderbagger im Tagbau

Im dichten Winternebel wandern wir auf einer viergleisigen Eisenbahnstrecke durch den Tagbau; stolpernd, rutschend, strauchelnd von einer Eisenbahnschwelle auf die nächste, übernächste springend im

Gänsemarsch zwischen den glitzernden Gleisen dahin. Rechts von uns zieht sich der hohe gleichförmige Abhang der Grube entlang.

Über den Schienensträngen erhebt sich das große, kastenförmige Baggerhaus mit dem Durchfahrtstor für die Güterzüge. Ein Fördereimer nach dem anderen kommt sprunghaft aus der dem Tal zugekehrten Wand herausgeruckt, gleitet auf dem Greifarm die Böschung hinab, überschlägt sich unten plötzlich und verschwindet in dem feuchten Dampf violettroter Braunkohle. Die harten gezähnten Stahlkanten der Fördereimer fressen sich in den Boden hinein, reißen ihn auf und schleppen die unförmigen Brocken Rohkohle in das Innere des Baggers. Unaufhörlich drehen sich die Eimerketten: leer senken sie sich in das Tal hinab, gefüllt steigen sie, hart an der Böschung schleifend, wieder herauf, während gleichzeitig das Baggerhaus auf den Schienen über dem Kohlenzuge hin und her fährt. Wir klettern eine schmale eiserne Stiege hinauf, und gebückt treten wir durch eine enge Tür in das trübe Matt des dunklen eisernen Baggerhauses; langsam tasten wir uns in den engen verrußten Gängen zurecht. Allmählich werden vor uns die glitzernden Transmissionen des Förderbandes sichtbar, die das kleine Dynamogehäuse mit dem riesigen Schwungrad verbinden. Bei jeder Umdrehung erzittert und schwankt der Bagger; es herrscht ein ohrenbetäubendes Gedröhnen! In einer Ecke des winkligen Gehäuses erkennen wir einen Arbeiter, der den Entladevorgang der Fördereimer zu überwachen hat. Angestrengt beobachtet er durch die siebähnlich durchlöcherten Stahlplatten, wie sich schräg über ihm die rüttelnden Ketten des laufenden Förderbandes drehen, wie ein Fördereimer nach dem anderen vorübersaust, sich überschlägt, und wie die Kohle prasselnd in die untenstehenden Wagen des Zuges hineinregnet. Ist ein Waggon gefüllt, so wird die herunterfallende Kohle auf einer Klappe so lange abgefangen, bis sich die Entladeöffnung des fahrenden Baggers über einem neuen, leeren Waggon befindet. Eine zweite Hebeldrehung — und die in diesen Augenblicken gestaute Kohle dröhnt mit verstärkter Wucht gegen die Metallwände des Eisenbahnzuges; alles ringsum in eine undurchdringliche Staubwolke einhüllend. Manchmal ertönt von unten ein schrilles Klopzeichen des Baggerführers, der mit einem Schraubenschlüssel schnell hintereinander gegen das Eisenrohr des Treppengeländers schlägt. Von seinem Stand aus leitet er die Förderung des Baggers, bestimmt seine Fahrtrichtung, seine Geschwindigkeit und die Neigung des Greifarmes. Soeben greifen die Eimer tiefer in die schon stark mit Sand vermischte Kohle. Das Klopzeichen ertönt, der Baggerführer unterrichtet den Helfer, Sandkohle sei zu erwarten, die nur auf die letzten Wagen verteilt werden darf. Sind die zehn Wagen gefüllt — dies dauert ungefähr 12 Minuten —, so stellt der Baggermeister die Förderung ein, und während das laute Heulen des Dynamos allmählich verklingt, setzt sich der Kohlenzug auch schon in Bewegung, um bald darauf im dichten Winternebel zu verschwinden.

H. W.

4. Als jüngst in einer Klasse der Berufsschule für das Nahrungsgewerbe das Rahmenthema „Die Arbeiten des Bäckers“ gestellt wurde, haben sich die Lehrlinge folgende Teilaufgaben gewählt: „Die Bedienung des Backofens“, „Wie arbeitet unsere Knetmaschine?“, „Das Schieben der Brote“, „Das Herstellen von Salzstangen“ und

Mein erster Brotteig

Eines Tages sagte mein Meister zu mir: „Morgen wirst du einmal zeigen, was du kannst. Du wirst den Teig machen, und zwar—der Stromsperrre wegen — mit der Hand!“ Gewiß war ich stolz darauf, daß ich dazu für fähig gehalten wurde, andererseits beschlich mich eine gewisse Scheu, ob ich es schaffen würde.

Am nächsten Morgen war ich noch früher als sonst in der Backstube, um die „Beute“ fertig zu machen; so nennen wir Fachleute den mit einem großen Behälter versehenen Arbeitstisch. Zunächst löste ich den nötigen Sauerteig in dem in den Behälter gegossenen Wasser auf, gab von der Seite her Mehl dazu, das dort fest angedrückt lag, und vermischt die drei Bestandteile. Dann kam das in dem passenden Verhältnis abgewogene Salz dazu, gleichfalls in Wasser aufgelöst. Schon wollte ich zum Durcharbeiten des Teigs „einsteigen“, da bemerkte ich zu meinem Schrecken einige „Putzel“, kleine Mehklümppchen, die nicht genug Feuchtigkeit vorgefunden hatten; damit sie sich verkrümeln konnten, füllte ich vorsichtig etwas Wasser nach, denn umgekehrt ist zu weicher Teig auch nicht zu empfehlen.

Nun folgte das Durchkneten. Man kneift Teigstücke ab, drückt und streicht sie glatt, wendet sie, zieht unter ständigem Greifen, wenn nötig, Mehl nach, wirkt das Ganze durch, bis sich eine mittelfeste innig verbundene Masse bildet, das heißt, bis der Teig klar ist und du selbst richtig in Schweiß geraten bist.

Ich kratzte die „Beute“ sauber. Meine Hände klebten so voller Kleister, daß der Meister mir spöttisch zurief: „Geh' man zum nächsten Bäcker und hole dir Teighandschuhe!“

Nunmehr begann ich meinen Teig „rauszuschmeißen“ auf den Nachbartisch, wo er zu Stücken von 1600 und 1100 Gramm abgewogen wurde. (Das Übergewicht backt sich später im Ofen aus.) Diese Teile werden zu Kugeln „ausgestoßen“ und dann länglich in Brotform gerollt. Man holt eines der langen Bretter und ein Tuch, streut etwas Mehl darüber und „setzt“ die Brote „auf“, etwa 20 auf ein Brett; zwischen je zweien wird eine Tuchfalte „eingezogen“, damit sie nicht aneinanderkleben. Diese Bretter schieben wir auf zwei Eisenstangen, die sich durch die ganze Backstube unter der Decke entlangziehen. Dort bekommen sie ohne mein Zutun den richtigen Trieb oder „die Gare“.

G. M. u. H. R.

Ein dritter Konkurrent, der freilich vom eigentlichen Thema abgewichen ist, hat diesen Vorgang folgendermaßen recht nett erklärt: In jedem Stück Teig ist Leben, richtiges Leben. Würden wir ihn gleich, ohne die „Gare“ abzuwarten, in den Ofen schieben, würde er viel zu trocken und hart werden. Wir wünschen aber ein aufgelockertes Gebäck. Diese Arbeit verrichten ganz winzige Lebewesen: Hefepilze und Bakterien. Wie jeder Mensch gut behandelt werden will, so verlangen auch diese für das bloße Auge unsichtbaren Mitarbeiter gute Behandlung. Je wärmer ihnen wird, um so schneller schaffen sie ihre Aufgabe. Da die Wärme bekanntlich nach oben steigt, setzen wir die Bretter hoch und warten, bis der Augenblick gekommen scheint, den Backprozeß im Ofen fortzusetzen.

H.-J. K.



Bäckerinnungszeichen aus Zinn

Ausklang

Solche Übungsthemen im Paul Ernstschen Sinne bieten sich im 9. Schuljahr hundertfach zur Wahl an: Werkzeuge, Maschinen, Waren, Arbeitsvorgänge, die bei Besichtigungen von Werkstätten, Fabriken, Märkten, Laboratorien zu beobachten sind... Man braucht nur die Augen aufzumachen und darf freilich nie — ohne Zeichen- und Notizblock sein!

Wie hat Altmeister Goethe zu seinen Zeichenschülern und -schülerinnen abschließend gesagt:

„Nun aber, da ich Euch an die nächste Wirklichkeit gewiesen habe, welche fast unwert scheinen mag nachgebildet zu werden, sage ich zum Schluß noch dies: Daß der Geist des Wirklichen eigentlich das wahre Ideelle ist! Das unmittelbar sichtlich Sinnliche dürfen wir nie verschmähen, sonst fahren wir ohne Ballast.“

Wilhelm Blume

Metzgerpost

Wenn im Friedensjahr 1648 in Tübingen der Pfarrer, der bei der Dankpredigt auf seine Zuhörer wie ein vom Fleisch unbeschwerter Geist besonders erschütternd gewirkt hatte, mit seinem Söhnlein durch die Straßen ging, sagten die Anwohner zueinander: „Seht nur dieses Prachtbüble neben dem Armseligen an! Ein trefflicher Vater! Er spart sich den letzten Bissen vom Munde, damit seine Kinder gedeihen!“ In der Tat — in dem Knaben, der nach dem Schwedenkönig Gustavus hieß, mußte wohl der verstorbenen Mutter derbere Art, das Blut ferner bäuerlicher und handwerklicher Vorfahren durchgeschlagen sein, so stramm und groß war er, ein übermütig flammander Rotkopf, wie so viele echte Kinder Schwabens; zum Leidwesen des Vaters war er dann auch der lateinischen Grammatik viel weniger zugeneigt als sein Schulkamerad Gottlieb, der Sohn des Metzgermeisters Eislin, ein echter Stubenhocker, der deshalb auch Pfarrer werden sollte, zumal dem Vater ein älterer Sohn an der Fleischbank bereits mit Lust zur Hand ging.

Bald nach jenem Friedenssonntag treffen wir die beiden Knaben mitten im Gedränge vor dem Tübinger Schloß, vor dem soeben hoch zu Roß einer von des Herzogs edlen Postjunkern aus Stuttgart eingetroffen war. Der Junker sah sich um, ob jemand aus der Menge ihm das Pferd abnehmen könnte für die Zeit, da er sich im Schlosse anmelden wolle; Gustavus hatte das wie von selbst verstanden. Schon faßte er das Pferd am Zaum und bewegte es völlig kunstgerecht im Kreise. Durch seinen Umgang im Metzgerhaus hatte er sich vor allem im Pferdestall vertraut gemacht, vom ältesten Sohn, dem Frieder, dort gern geduldet, weil er am jüngeren Bruder die Zuneigung zum edlen Getier schmerzlich vermißte. Als nach einer Weile der Junker dem Knaben mit den Worten „Das hast du gut gemacht“ das Pferd abnahm, fragte er errötend in ungewöhnlicher Kühnheit: „Junker, könnte ich nicht auch so ein Reiter in Herzogs Diensten werden wie Ihr?“ „Gewiß, warum nicht, wenn du evangelisch und ein Junge unseres alten Landadels bist.“ Da malte sich tiefe Enttäuschung auf den Zügen des Knaben; er blickte zu Boden und verbarg sich in der Menge, um traurig heimzuschleichen. Gottlieb, der schon einmal an die noch unerledigten lateinischen Aufgaben gemahnt hatte, schloß sich ihm an. Zu ihrer Überraschung sahen sie unterwegs den Pfarrer in vollem Ornat mit der Bibel im Arm auf der anderen Straßenseite vorübereilen, und dann wurden sie von dem Vater des andern fast überrannt. Meister Eislin und sein Ältester stürmten in einem völlig undenkbaren Aufzuge vorüber — in scharlachroten Feiertagswämsern und dazu im Arbeitshemd, Arbeitsbekleid und in Arbeitsstiefeln, eine alte Plempe umgegürtet! Und da rannte schon der nächste Metzgermeister vorbei und wieder einer, einige noch mit blutbefleckten Schürzen, aber die blanke Waffe an ihrer Seite!

Den Metzgersproßling schien der Anblick so vieler von seines Vaters Zunftgenossen weit weniger zu fesseln als das Pfarrerssöhnlein; auf dessen Frage, was da wohl los sein könnte, „weil die Metzger rennten“, antwortete er: „Was weiß ich's!“ und trieb ihn an, ihm schnell ins Haus zu folgen. Erst beim Essen nachher, als die beiden Männer heimgekehrt waren, konnte sich der kleine Tischgast nach und nach zusammenreimen, was sich ereignet hatte.

Folgendes war geschehen: Herzog Eberhard hatte das uralt überlieferte Botenwesen, das im Kriege außer Geltung gekommen war, wieder in Kraft treten lassen, damit die landesväterlichen Aufbaumäßignahmen möglichst rasch in den entferntesten Ortschaften bekannt und durchgeführt würden. Nach dieser Postordnung aber waren sämtliche Metzger verpflichtet, Botenritte zu tun, reihum von Meister zu Meister; die Reihenfolge stand auf der Posttafel vermerkt. Für pünktliche Ausführung haftete der Zunftmeister. Das alte Recht des Degentragens war dafür gewährleistet.

Diese Verordnung hatte der Junker dem Kommandanten im Tübinger Schloß überbracht, und dieser hatte eilends die Meister und ihre Söhne unter dem feierlichen Segen des Pfarrers den Eid darauf ablegen lassen.

Nach ruckweiser Erzählung aller Einzelheiten hieben jetzt Vater und Sohn bei Tisch wacker drein, der Vater bedächtig kauend, der Frieder hastiger, denn er war auserwählt, als erster Postreiter nach nächtlichem Ritt dem Herzog in Stuttgart den Bestätigungs- und Dankbrief der Innung zu überbringen. Gustavus aber aß und trank heute nicht — gegen seine Gewohnheit — an der meist gut bestellten Tafel; er blickte unverwandt zu seinem Nachbarn, dem Frieder, auf. Und dabei hatte er Beglückendes gefunden:

Herzogs Postreiter werden, das wollte er; edler Postjunker werden, das konnte er nicht. Der Ausweg aus der Klemme hieß:

Ich werde Metzger!

Otto von Taube

Wie schlägt man den Ochsen?

War dem Gustävle das Handwerk zunächst nur als Mittel zum Zweck erschienen, allmählich im Verkehr mit dem nun noch mehr vergötterten Frieder und dem neuen Gesellen, dem neckisch-lustig veranlagten Lutz ging es ihm auf, daß der Beruf schließlich noch andere Verrichtungen verlangt. Das Fleischaushauen und den Fleischverkauf, die nicht im Metzgerhause, sondern auf der Fleischbank vor dem Rathaus stattfanden, hatte er zwar oft genug gesehen, aber es hatte zu sehr zum Alltag gehört, als daß er näher darüber nachgedacht hätte. Jetzt schlüpfte er im Vorbeigehen öfter hinter die Bank und ließ sich vom Frieder dies und das zeigen: „Das ist Schwein und das vom Rind. Und das ist die Leber, und das ist das Herz. Und so sieht ein Fußknochen aus bei einem Vieh, und so sitzt im Knochen das Mark.“ Oder er sah jetzt genauer hin, wie der Frieder in

schönem Schwung mit dem blanken Beile stets die rechte Stelle traf, falls er Kunden etwas abhauen mußte: „Ja, das muß gekonnt sein, das ist eine Kunst!“ Und eines Abends, als er wieder einmal im Metzgerhaus der Caesarpräparation wegen geweilt hatte, erlaubte ihm der Frieder, den Schimmel zu putzen; Schimmel und Brauner waren am Tage draußen gewesen. Der Frieder putzte tief gebückt an des Braunen Fesseln; der Lutz war noch außerhalb, einen Ochsen treiben; Gustavus selbst sah nur den Huf seines Pferdes, den er mit der Linken hielt und mit der Rechten behandelte; es war schummerig im Stall. Da faßte er sich ein Herz und fragte ganz unvermittelt: „Du, Frieder, wie schlägt man den Ochsen?“ Nach längerem Hin und Her, bei dem der Ältere den Jüngeren abzulenken versuchte, sagte jener schließlich: „Nun gut, wenn du absolut willst, stelle ich dich auf die Probe. Wenn wir morgen um $\frac{1}{2}$ Uhr in der Frühe den Stier schlagen, den der Lutz heute holt, kannst du kommen; schlaf aber lieber aus.“

Just als die Stiftskirche die Zeit schlug, die er sich vorgenommen hatte, wachte Gustav auf. Das unbemerktliche Aufstehen und Wegschleichen aus der Wohnung fiel ihm nicht schwer, da alles noch tief schlummerte und er die Schließvorrichtung kannte. Auf der kurzen Strecke über den Eislinschen Hof zum Schlachtraum führte das gewaltige Tier, geschwollen von Bullenkraft, ein regelrechtes Kampfspiel mit den zwei Burschen auf; nur Frieders scharf anherrschender Befehl hatte den Eindringling gezwungen, sich zuschauend zu verhalten. Er hatte, als der Lutz das mächtige gelbe Haupt mit der Blässe schlaggerecht mit den Händen stützte, den Frieder die zünftigen Worte sprechen hören:

„Lieber Bruder, halte still,
den Stier ich jetzo schlagen will“,

und die ebenso zünftige Antwort des andern:

„Schlag zu, Bruder, laß Gott walten.
Ich will ihn dir tapfer halten.“

Und er hatte den Ernst dieser Worte mit aller Wucht erfahren, als er vor Schreck an die Wand taumelte, aus Angst um den sonst so ausgelassenen Freund, wie des Frieders geschwungene Axt dem steinernen stillhaltenden Lutz so nah vorüber auf ihr Ziel niedersauste, daß die Zugluft dem Schwarzkopf die Stirnlocke auffliegen ließ. Und er hatte alsbald sich wiedergefunden, als er angewiesen wurde, hier einmal etwas zu halten, dort etwas herbeizuholen, Verrichtungen, die ihm das Gefühl einer nützlichen Hilfskraft gaben. Es tat ihm leid wegzumüssen, als Frieder nach einer Weile zu ihm sprach: „Zeit ist's für dich heimzugehen, sonst merken sie, wo du warst. Mach dich sauber!“ Und so lief er denn — nicht ohne Hochgefühl — heim, mit vorgesetztem und betonendem rechten Fuß den Rechtsgalopp der Vierfüßer nachahmend, dem er schon manchmal zugesehen hatte, wenn auf der Wiese Tübingens Jungmetzgerschaft sich im Reiten übte; so kam er vor seines Vaters Türe an.

Otto von Taube

Schlachthausgespräche

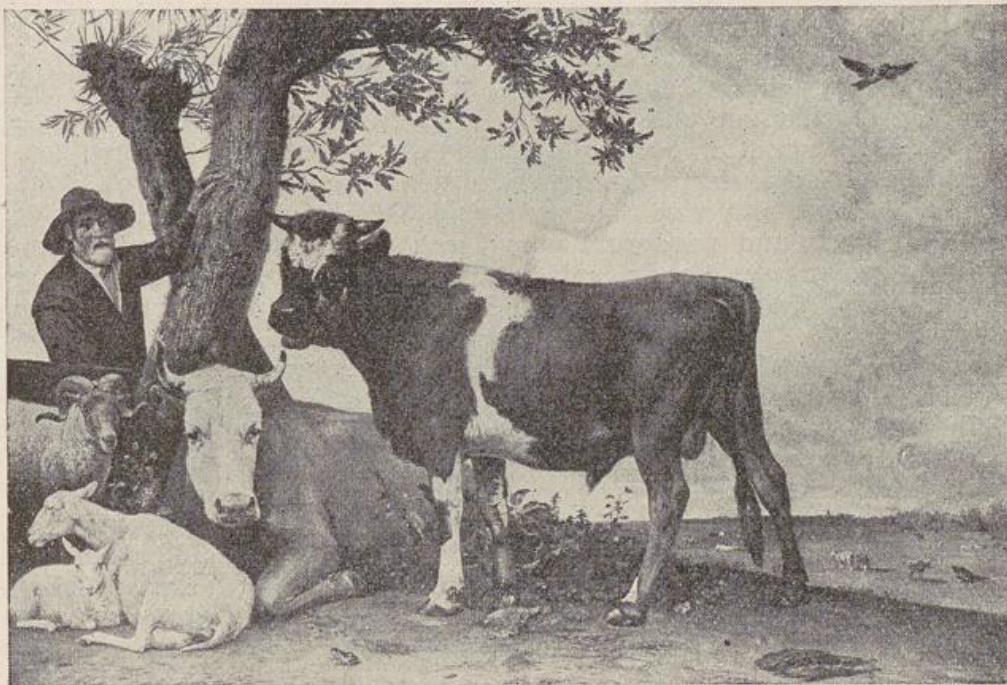
„Sie müssen doch zugeben, daß über wissenschaftliche Ansichten von heute in 50 Jahren gelacht werden kann“, meinte Dr. Vlimmen, der Tierarzt des Städtchens, zum Schlachthausdirektor, der neben ihm über den Hof geht; „in diesem Fall haben Sie's doch vielleicht allzu genau genommen mit der Vorschrift; die Schlachterinnung ist, wenn ich Ihnen das sagen darf, ...“

„Was Sie da von dem Wandel in den Wissenschaften behaupteten“, unterrichtet ihn der Leiter dieses Musterbetriebes, „scheint mir nicht so gewiß. Ich bleibe dabei, sicher ist sicher. Vorschriften sind nicht zum Scherz da! Nehmen Sie z. B. das Blut; in den meisten Schlachthäusern wird darauf nicht so peinlich geachtet. Da steht, wenn ein Rind geschlachtet wird, der Lehrling mit dem Eimer bereit, um das Blut aufzufangen. Es wird dann sofort wie ein Ei geschlagen, damit es nicht gerinnt. Der Eimer wird irgendwo zur Seite gesetzt; manchmal klettert so ein Junge damit sofort auf sein Fahrrad. Der Meister macht Blutwurst und ähnliche Leckereien daraus. Inzwischen wird das Tier weiter ausgeschlachtet, eine Arbeit von dreiviertel Stunden. Sobald das fertig ist, kommt der Fleischbeschauer. Traut er der Sache nicht, werden Sie geholt, oder ich untersuche es gleich selbst im Laboratorium. Ist das Fleisch nicht einwandfrei, wird es sehr sorgfältig bewacht und vernichtet. Gewiß — es gibt hier mehrere gute Schlachter, Menschen, die anständig genug sind, krankes Blut auf sichere Art zu beseitigen; aber mit solcher Gesinnung kann ich leider nicht durchweg rechnen...“

„Da haben Sie wohl nicht ganz unrecht“, gab Dr. Vlimmen zu, indem er stehen blieb, „man muß sich seine Leute ansehen. Da ist z. B. der Schlachter N. N., der hat in dem Dorf, wohin ich jetzt zur Fleischbeschau fahren muß, notgeschlachtet; wenn er wieder keine Schießmaske bei sich gehabt hat, zeige ich ihn an, und wenn er hundertmal im Gemeinderat sitzt. Sogar die Bauern ärgern sich schon über ihn. Der eine hat mir neulich erzählt, beim Schweineschlachten hätte dieser Kerl, kaum daß er die Tiere abgestochen hätte, schon angefangen, sie mit kochendem Wasser zu überbrühen. Die Schweine gebärdeten sich dabei so, daß die Bauern, die doch nicht überempfindlich zu sein pflegen, es nicht mit ansehen konnten. Es wäre gerade so gewesen, als wenn's ihm Spaß gemacht! Hat er heute wieder keine Schießmaske angewandt — ich habe ihn schon einmal gewarnt — ist es das letzte Mal gewesen!“

Die beiden sind inzwischen bis zum Eingang der Halle gekommen und tun noch, ehe sie sich trennen, einen prüfenden Blick hinein. Der Schlachthausknecht läuft gerade mit der Schießmaske umher.

Kühe werden vorbeigetrieben. Sie stolpern ohne Argwohn an halb abgezogenen Leibern vorbei auf ihre Plätze. Plötzlich taucht jener Knecht aus dem dampfenden Nebel bei dem zuletzt gekommenen Tier auf, unfehlbar und geübt hebt er sein Schießzeug; es ist, als striche er sanft und nur so nebenbei damit über den massiven Kopf



P. Potter (Niederlande)

Der junge Stier (1650)

des Rindes, aber das scharfe Metallknacken ist schon vorbei; man hört beinah nichts davon, denn im gleichen Augenblick dröhnt auch schon der dumpfe Fall des schweren Körpers auf den Steinen. Es geht schauderhaft schnell: eine zerstreute Bewegung der Hand, und fort sind die vier Beine unter dem schweren Rumpf mit elektrischer Schnelligkeit weggerissen, und die schlaffe Masse zeigt keine Spur von Leben mehr. Der Mann blickt sich bereits nach dem nächsten Opfer um, während hier das lange Messer des Schlächters aufblitzt, und alles verschwimmt in der dicken, warmen Wolke des ausströmenden Blutes ...

A. Roothaert

(aus dem Holländischen übersetzt von W. Michaelsen)

Der Kellner-Virtuos

Mittags an der Table d'hote sah ich viele Gesichter, allein wenige von solchem Ausdruck, daß sie mir merkwürdig sein konnten. Der Oberkellner jedoch interessierte mich in hohem Grade, so daß denn meine Augen nur ihm und seinen Bewegungen folgten. Und wirklich, er war ein merkwürdiger Mensch! Gegen zweihundert Gäste saßen wir an langen Tischen, und es klingt beinahe unglaublich, wenn ich sage, daß dieser Oberkellner fast allein die ganze Bedienung machte, indem er alle Gerichte aufsetzte und abnahm und die übrigen Kellner ihm nur zureichten und aus den Händen nahmen. Dabei wurde nie etwas verschüttet, auch nie jemand der Speisenden berührt, sondern alles geschah luftartig, behende, wie durch Geistergewalt. Und so flogen Tausende von Schüsseln und Tellern aus seinen Händen auf den Tisch und wiederum vom Tisch in die Hände der ihm folgenden Bedienung. So in seine Aufgabe vertieft, war der ganze Mensch bloß Blick und Hand, und er öffnete seine geschlossenen Lippen nur zu flüchtigen Antworten und Befehlen. Und er besorgte nicht bloß den Tisch, sondern auch die einzelnen Bestellungen an Wein und dergleichen; und dabei merkte er sich alles, so daß er am Ende der Tafel eines jeden Zeche wußte und das Geld einkassierte. Ich bewunderte den Überblick, die Gegenwart des Geistes und das große Gedächtnis dieses merkwürdigen jungen Mannes. Dabei war er immer vollkommen ruhig und immer bereit zu einem Scherz und einer geistreichen Erwiderung, so daß ein beständiges Lächeln auf seinen Lippen schwelte. Ein französischer Rittmeister der alten Garde klagte ihm gegen Ende der Tafel, daß die Damen sich entfernten; er antwortete schnell ablehnend: „C'est pour vous autres, nous sommes sans passion.“ Das Französische sprach er vollkommen, ebenso das Englische, und man versicherte mir, daß er noch drei andere Sprachen in seiner Gewalt habe. Ich ließ mich später mit ihm in ein Gespräch ein und hatte nach allen Seiten hin eine seltene Bildung an ihm zu schätzen.

Bericht Eckermanns aus dem Gasthaus zum Weißen Schwan
in Frankfurt an Goethe

Der Zauberfaden

Einer der Teilhaber der größten Kunstseiden-Fabrik im Wuppertal hatte, was bei ihren internationalen Handelsbeziehungen nicht verwunderlich war, eine Italienerin geheiratet; ihre Kinder, die die ersten Lebensjahre im Süden verbracht hatten, wurden nach dem überraschend frühen Tod des Vaters ins Stammhaus an der Wupper gebracht und dort von dem zweiten — kinderlosen — Teilhaber adoptiert. Als sie größer geworden waren, hielt man es im Familienrat für angebracht, die kleinen Fremdlinge — das Mädchen hieß Patrizia, der Junge Rigo — in den Schulferien mit den Dingen näher bekannt zu machen, die den Inhalt ihres späteren Lebens bestimmen sollten.

Dr. Steff, der schon den Vater der Kinder und ihren Pflegevater unterrichtet hatte, ein geistreicher Mann, ein Erzieher von Gottes Gnaden, sollte die nicht leichte Aufgabe übernehmen, den verwickelten und langwierigen Fabrikationsprozeß den jugendlichen Erben in einer ihnen verständlichen Weise zu veranschaulichen und ihr Interesse daran zu wecken; auch eine praktische Betätigung der Kinder in einigen Abteilungen des Werkes war vorgesehen. Den Besuch der weiter abgelegenen Zellstofffabrik hielt man trotz Protestes des Hauptverantwortlichen nicht für nötig, um die Zöglinge nicht durch unwesentliche Vorbereitungsarbeiten zu verwirren; man begnügte sich damit, ihnen zu erzählen, wie das Holz der gefällten Bäume erst entrindet, gereinigt, gekocht, zu Brei verrührt und wieder getrocknet werden müßte, ehe es in Zellstoffplatten angeliefert werden konnte.

So fuhr Dr. Steff mit den beiden eines Morgens im Lift zum obersten Stockwerk des Hauptfabrikationsgebäudes hinauf, wo er ihnen diese Zellstoffplatten in einem dramatischen Augenblick zeigen konnte. Sie wurden hier kurz nach ihrer Ankunft von Zerreißmaschinen gepackt, zerfetzt und in das darunter liegende Stockwerk geworfen, fielen dort wie sommerlicher Schnee in große Kästen und wurden von breiten Rohren aufgesaugt und in die Kessel eines noch niedriger liegenden Stockwerkes geblasen.

„In diesen Kesseln“, sagte Steff, „wird nun der Zellstoff mit Kupferoxyd-Ammoniak gemischt.“ „Ich rieche es“, seufzte Patrizia; Rigo und sie rangen nach Atem. „In zwei Minuten seid ihr daran gewöhnt“, tröstete sie Steff. Er winkte einem der Aufseher, der ein langes Glas brachte. „Und diese Mischung nennt man ‚Lösung‘“.

Er goß ein wenig auf eine Glasplatte; Rigo und Patrizia steckten ihre Finger hinein und malten Ornamente auf das Glas. „Man könnte es für Honig halten, wenn es so schmecke und nicht blau wäre.“ „Dann müßten die Kessel aber Bienenkörbe sein“, rief Patrizia. „Richtig“, stimmte Steff ihr zu, „aber wir sind ja — Gott sei Dank — keine Lebkuchenfabrik“.

Er zog mit ihnen in die Spinnräume hinüber und direkt an eine der Spinnstellen heran, die auf langen Bänken montiert waren. „Bis hierhin wird die blaue Lösung gepumpt“, sagte er, um den Kindern die Erklärung vieler Zwischenstationen zu ersparen. „In großen und kleinen Röhren wie bei euch zu Hause das Wasser in den Leitungen. Und hier tritt die ‚Lösung‘ wieder heraus.“

Er deutete auf eine Brause, die, ähnlich geformt wie die einer Gießkanne, nach unten hing und aus ihren vielen winzigen Löchern kleine blaue Fäden spie.

Die Kinder traten näher. Die Fäden sahen zuerst aus wie jene kleinen Stifte, die man in silberne Bleihalter schraubt. Aber je mehr sie nach unten sanken und je rascher ihre Geschwindigkeit wurde, um so deutlicher vereinigten sie sich zu einem einzigen Faden, der allmählich vor ihren Augen seine Farbe verlor.

„Der Faden verliert seine Farbe, weil er nicht in Luft, sondern in Wasser herabsteigt“, sagte Steff, auf den Zylinder deutend, in den die Brause hineinhing und durch den das Wasser sauste.

„Hm“, machte Rigo. „Warum in Wasser?“ „Erstens“, antwortete Steff, „um das Ammoniak und das Kupfer, die beigelegt werden, wieder wegzunehmen“.

„Warum fügt man das Zeug bei, wenn man es kurz darauf wieder wegnimmt?“ fragte Rigo logisch.

Dr. Steff mußte sich nunmehr auf den Weg machen, das, was wirklich mysteriös an der Kunstseideerzeugung war, zu erklären. Denn immerhin, daß etwas eben noch ein Stück Baum war und kurz darauf, nachdem es gekocht, gesäuert, in Kupferoxyd-Ammoniak gebadet worden war, zwar genau noch dieselbe Substanz darstellte wie das Stück Baum ... sich aber den staunenden Augen als ein dünner biegsamer Seidenfaden offenbarte — dieses Mysterium blieb nicht hinwegzuleugnen ...

„Versteht ihr, daß eine Rosenknospe sich nur entfalten kann, wenn der Strauch in gutem Boden steht?“ Er fügte hinzu: „Wenn es regnet und warm ist“.

Das war einleuchtend. Die Kinder nickten.

„Genau so braucht der Zellstoff, um weich wie Seide zu werden, Kupfer und Ammoniak. Verstanden?“

„Warum gerade diese Mittel?“ fragte Rigo.

„Es gibt noch andere Verfahren. Verfahren, die in anderen Werken angewendet werden“, erwiederte Steff. „Aber für uns, die wir eine bestimmte Seide machen, kommen gerade diese Mittel in Frage.“

Rigo blickte mit blassen Augen um sich. Irgend etwas schien ihn zu beunruhigen. „Und was ist mit dem Wasser?“ fragte er.

„Jawohl“, besann sich Steff, daß er ihm noch eine Erklärung schuldig war. „Zweitens brauchen wir das Wasser, um den Faden elastisch zu machen. Es ist nun einmal so, daß der Faden nur in dem Augenblick, in dem das Wasser ihn hinunterreißt, elastisch wird. Nur in diesem einen Moment, wenn er in fließendem Wasser gebadet wird. Seltsam, nicht wahr? Aber es ist nun einmal so.“

„Wer ist denn dahintergekommen?“ fragte Patrizia.

„Hinter was?“

„Daß nur im Wasser...“ Patrizia sah Steff unschuldig an. Sie war wie fast alle Mädchen eitel und wie alle Kinder neugierig. Sie wollte keine Erklärung hören, sondern nur ganz einfach etwas erfahren. Sie hoffte, Steff werde nun seinen Namen nennen oder den eines der Vorfahren im Werk, — und sie wäre befriedigt gewesen; sie hätte sich mitbeteiligt gefühlt ...

„Dahintergekommen“ — das durfte er nicht dulden, auch wenn die Frage nur seitlich am Wege lag ... „Gefunden“, sagte er und betonte das Wort nachdrücklich, „gefunden hat dies alles Bellamy“, er

starre die Augen Patrizias unsicher an, „der Mann, der mit seiner Spinnmaschine das Vorbild der Seidenraupe nachzuahmen fertig gebracht hat, — der große Bellamy“.

Patrizia nickte gehorsam und beugte sich dem Adjektiv, das diesem Mann namens Bellamy plötzlich etwas Übermenschliches verlieh. „Aber er hat den Zusammenhang mit dem Wasser nicht so einfach gefunden, wie man ein Entenei findet. Sonder er hat hunderttausend andere Dinge probiert, eins nach dem anderen, bis er schließlich fand, daß...“ „Aber daß nur Wasser diese Eigenschaften hat“, sagte Rigo störrisch; „... daß der Faden ausgerechnet nur in dem fließenden Wasser elastisch wird, das kann er trotzdem nur durch Zufall bemerkt haben.“

Steff sah wohl die lockende Möglichkeit, die sich ihm da eröffnete. Wenn er den Zufall anerkannte, endete das, was so wissenschaftlich aufgebaut worden war, wie ein orientalisches Märchen. Aber er wollte nicht. Er hatte schon darauf verzichtet, den Kindern zu zeigen, wie die „Lösung“ mit Preßluft bewegt wurde, ehe sie in die Brausen kam, wie ihre Zähigkeit reguliert, ihre Dichte kontrolliert, ihre Luftlosigkeit dauernd festgestellt wurde ... was sollte er nun sagen, um ihnen den Vorgang des „Koagulierens“ nahezubringen, den geheimnisvollen Prozeß, um den sich alles drehte? Er durfte es nicht zulassen, daß ein so ungefährer Gummibegriff wie „Zufall“ in die Hirne der Kinder eindrang. Beim allmächtigen Himmel, hatte Bellamy nicht ungezählte Jahre in Sorgen und Mühen damit verbracht, um durch folgerichtiges Denken diesen „Zufall“ ans Licht zu bringen!

Steff entschloß sich für das Simpelste. Aus seiner Rocktasche zog er zwei Blöcke und zwei Stifte und überreichte sie Rigo und Patrizia. Dann nahm er selbst einen Block und einen Stift in die Hand. „Technische Dinge behält man nur, wenn man sie zeichnet“, sagte er; „dann werden sie auch klarer“. Und andachtsvoll fing er an, den äußeren Glaszyylinder, in den Wasser von unten her eindrang, zu zeichnen, dieses Gefäß, deren das Werk Hunderttausende gleichzeitig in Betrieb hatte. Er kontrollierte, ob die Kinder ihm folgten. Dann zeichnete er den inneren Trichter, in den die Brause hineinhing und in den auch das Wasser, sowie es hoch genug gestiegen war, wie eine Sintflut stürzte und die der Brause entquellenden Fäden mitnahm; und er gab dabei acht, daß die Kinder das Abbild genau so deutlich wie er selbst anfertigten — — — es mit Pfeilen und Erklärungen, mit an den Rand geschriebenen Worten wie „Wasser“ und „Lösung“ erläuterten. „Und hier“, sagte er, als die Zeichnung fertig war, und griff bis zu seinen Knien hinab, zwischen Walze und Umlenkstange, und hob den Finger hoch, als hebe er einen dort schwebenden Zweig in die Höhe... An seinem Finger hing ein Faden, der Faden, der aus dem Zylinder gelaufen und über die Walze geführt worden war, der Faden, der jetzt farblos, fein, kaum sichtbar und so dünn wie ein Teil eines Spinnengewebes geworden war... „und hier“, sagte

Steff, „ist also der K u n s t s e i d e n f a d e n , der in diesem Augenblick während seines Aufenthaltes im Wasserbad gestreckt worden ist.“ „Gestreckt?“ fragte Patrizia und warf die Haare mit einer Kopfbewegung zurück. „Elastisch gemacht“, verbesserte sich Steff und verwünschte innerlich alle Fachausdrücke.

Er ließ sie beide den Faden berühren und musterte dabei die Gesichter. Rigos Stirn zog sich zusammen. „Warum geschieht dies elastische Werden gerade in diesem einen Augenblick?“ fragte er, und sein kleiner Mund schien Steff um Verzeihung bitten zu wollen, daß er ihm soviel Ungelegenheiten mit seinem hartnäckigen Fragen verursachte. „Weil der Faden uns leider nur in diesem einen Augenblick den Gefallen tut, sich so zu verwandeln, wie wir es haben wollen.“ „Dann ist es doch nur Zufall“, erwiderte Rigo und schüttelte den Kopf.

Steff trat unwillkürlich einen Schritt zurück; er fühlte, daß Rigo ihn in seinem Herzen in die Ecke stellte, in welcher die Medizinhänner seiner Indianerbücher lebten. Es war ihm nicht gelungen, Hand in Hand mit dem Jungen jenen Spalt zu überspringen, über den es nur eine mächtige und sichere Brücke gab: die Wissenschaft.

Wenn er aber die Wissenschaft angerufen hätte, um das Gespenst des Zufalls zu vertreiben, so hätte er die Götter beschwören müssen, welche die jeweilige Anordnung der Fasern und die Gesetze der Moleküle überwachten — man konnte Rigo nicht in diese Probleme einführen, für deren Verständnis er einfach zu jung war.

Steff hustete heiser. Seine Gedanken hielten bei den Zeichnungen. Sie schienen ihm ein wirklicher Gewinn; mochte auch an einer bestimmten Stelle des aufgezeichneten Vorgangs ein Fragezeichen stehenbleiben! Gab es überhaupt irgend etwas, das man erklären konnte, ohne daß selbst für reife Männer ein Zweifel übrig blieb? Warum sollten die Kinder davon verschont bleiben, an Rätsel zu geraten, die sie im Augenblick nicht lösen konnten? —

Er wollte gerade noch etwas hinzufügen, das einen beruhigenden Schlußstrich darunter gezogen hätte, als er dieser Bemühung entzogen wurde. Patrizia entdeckte am Ende des Spinnsaals, ganz hinten an der letzten Bank, eine in einen weißen Arbeitskittel gehüllte Gestalt. Sie sauste auf sie zu: „Daggy“! Und auch Rigo, der Verhaltene, vergaß seine Würde und seine Höflichkeit und lief, etwas weniger geschwind zwar, hinter ihr her, auf die Laborantin zu, die sie bei zufälligen Begegnungen außerhalb des Werkes liebgewonnen hatten.

Und sie blieben bis zur Mittagspause in ihrer Abteilung und verfolgten alles, was ihre Freundin tat, als seien sie auf der Fuchsjagd. Wie sie prüfend und äugend zwischen den Spinnbänken hin- und herpendelte, wobei sie ihre Gäste auf die unheimliche Ruhe und Sicherheit aufmerksam machte, mit der die Trichter in all dem Surren und Zischen arbeiteten. Und wo einmal einer in Unordnung geriet, sprang Daggy zu, griff in den Wasserstrahl hinein, faßte den

für das Auge kaum noch sichtbaren Faden, spannte ihn über einen Führungshaken und mit einem raschen Schwung über eine gesäuerte Walze — und legte ihn dann über die „Krone“, die sich unermüdlich wie ein Mühlrad drehte; und die Kinder staunten, als der Arbeiter der die vollgehaspelte Krone auswechselte, ihnen sagte, der aufgespulte Faden messe nicht weniger als 60 km.

Beim Rückweg kamen sie durch die Hallen, in denen das von den Haspeln gelöste Garn den weiteren Prozeß der Verfeinerung durchmachte, wo es berieselt, getrocknet, mit einer Schutzölschicht versehen wurde, um dann in die Zwirnerei geleitet zu werden.

„Erinnert ihr euch, daß eigentlich 50 blaue Fäden aus der Brause kamen, die dann ein einziger Faden wurden?“ knüpfte Dr. Steff wieder an. „In Wirklichkeit sind es immer noch 50 Fäden, die nur so dünn sind und so dicht beieinander liegen, daß sie wie ein Faden wirken. Dieser Faden muß nun gedreht werden, damit er rund und tatsächlich ein einziger Faden wird.“ „1200—2000 mal gedreht auf einer nur 1 m langen Laufstrecke“, ließ Daggy einfließen, stolz auf ihre genauen Kenntnisse, die sie erst vor kurzem erworben hatte. Sie war eigentlich Laborantin im Chef-Laboratorium, aber es war Brauch hier, daß auch die mehr wissenschaftlich Arbeitenden den Fabrikationsprozeß aus eigener Mitbetätigung sich zu eigen machten.

„Ich bin hier eigentlich zufrieden, wie ich es selten bei einer Arbeit war“, bekannte Daggy dem Dr. Steff, als man auf dem Fabrikhof sich trennte; „man hat's sich im Labor nicht träumen lassen, welche Genauigkeit man bei den Dingen anwenden muß, die dem Außenstehenden als grobe Handwerksarbeit erscheinen. Ist es nicht impionierend zu sehen, aus wieviel Einzelvorgängen sich das kleinste Stück Leistung zusammensetzt!“ „Ich könnte beinah den armen Faden bedauern, soviel Strapazen unterwirft man ihn“, schaltete Rigo in seiner bedachtsamen Art ein. „Wenn nicht jede Handreichung oder Kontrolle dabei exakt gemacht wird, taugt der ganze Prozeß nichts“, brachte Daggy ihren Satz zu Ende. „Wenn man es mit dem richtigen Gefühl ansieht, ist das schon richtig“, schloß Steff die kleine Plauderei ab; „freilich ohne das Laboratorium stände die ganze Fabrik nicht, aber die peinliche Aufmerksamkeit bei der Arbeit an den Maschinen hält sie aufrecht“.

Nach Kasimir Edschmids „Zauberfaden“, Roman einer Industrie, 1949

Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt Ludwigsburg

Unsere Schul-Schwabenfahrt auf Schillers Spuren mußte selbstverständlich auch in Ludwigsburg haltmachen. Hat doch das „Fritze“ hier nicht nur die Lateinschule — unter der strengen Kontrolle des Vaters — besucht; hier im herzoglichen Schloßtheater hat er sich auf Beamtenfreiplatz an den Massenaufgeboten kostümierter Regimenter berauscht und sein dramatisches Regietalent sich regen

fühlen (man denke an Wallensteins Lager, an den endlosen Krönungszug in der romantischen Tragödie um die Jungfrau von Orleans, oder an sein Schauspiel Wilhelm Tell, in dem er ein ganzes Volk auf die Bretter gestellt hat!); dort oben, hoch über der Stadt im herzoglichen Lustschloß, das zwar nicht Sanssouci, doch nicht minder französisch Solitude hieß, hat er seine ersten Akademiejahre unter den Aufpasseraugen Karl Eugens verbracht, demselben Schloß, in dem später Vater Schiller als Direktor der herzoglichen Gärten gewohnt und sich — von Beruf Bader und Feldscher — als Schriftsteller über Baumschulen einen Namen gemacht hat. — — — So standen wir frühzeitig vor der gewaltigen Anlage des Stadtschlosses mit seinen kasernenhofartig anmutenden Gebäudekarrees, zum Teil gespannt, ob da drinnen in der Fürstengruft die Fluchworte des schwäbischen Revolutionsdichters Daniel Schubart über die hochwohlgeborenen Schädel und Knochen noch nachhallen würden. — — Aber die Flügeltüren der fürstlichen Audienzzimmer sollten sich laut Auskunft erst um 10 Uhr dem Publikum öffnen. Wo sollte man die lange Wartezeit verbringen oder, höfisch gesagt, „antichamrieren“?

Da lasen wir an der Ecke der Schloß- und Kasernenstraße ein Schild: Orgelbauanstalt E. F. Walcker & Cie., gegründet 1786. Wir gingen hinein. Und ein zweites Gesicht hat seitdem Ludwigburg für uns Schwabenfahrer bekommen. In der verwunschenen Residenz a. D. eine Weltfirma, ein auf Handwerk gegründetes Riesenunternehmen!

An duftenden Stapeln astreinen Holzes vorbei, das in ständig brennenden Dampfheizanlagen getrocknet wird, betraten wir die Schreinerei. Elektromotoren trieben dort Pendel-, Band-, Zirkel- und Schweifsägen, Dicktenhobel-, Langlochbohr- und Labienfräsmaschinen. Im Gußkeller wurde der Feingehalt der Metallblöcke ausgewogen; die breiige Zinnmasse paarte sich mit dem Bleizusatz. So mochte unserem Schiller zumute gewesen sein, als er vor den Toren Rudolstadts vom Waldspaziergang aus zufällig an die Werkhalle des Glockengießermeisters trat! Aus den gewalzten Zierplatten wurden die einzelnen Stücke je nach der Größe der Pfeifen herausgeschnitten, poliert, gerundet, zusammengelötet und mit „Füßern“ versehen. In einem anderen Raum wurden Holzkästen mit schweren Rahmen umgeben; ihre Oberflächen mit gleichlaufenden Kanälen durchzogen, sogenannte Windladen, auf denen die Pfeifenreihen eines Registers später ruhen, jede einzelne damit verbunden. Daneben klebten Frauen Bälge, die Lungen der Orgel. Oder Elektromonteur e fädelten in die Spieltische einen Wirrwarr von Drähten ein, die Nervenstränge und Nervenbündel des entstehenden Instruments — oder dürfen wir sagen Lebewesens? Hunderte von Ventilen, Kontakten öffnen sich und schließen sich in dieser „Traktur“ mit Blitzesschnelle, wenn die Finger des Orgelspielers über die Tasten



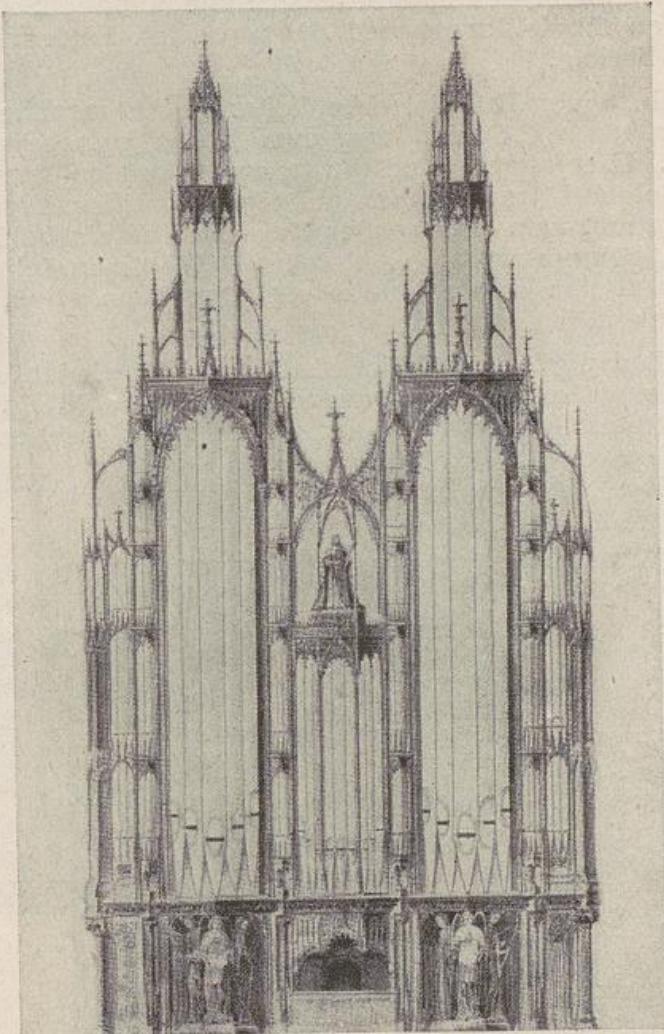
Joh. E. Nilson

*Flügeltür zu einem Rokokozimmer
in einem fürstlichen Lustschloß* (um 1763)

gleiten. Eine Präzisionsarbeit ohnegleichen! Aus mehr als tausend Teilen und Teilchen zusammengesetzt, wuchs in der 12 m hohen Orgelbauhalle vor unseren Augen das für die Weltausstellung in Barcelona bestimmte Werk empor. Jedes wird erst probeweise fix und fertig aufgebaut und ausprobiert, ehe es, wieder auseinander genommen, in die Versandräume kommt. Fast rührend war die Äußerung eines Herrn, der in dem Intonierungszimmer alle Pfeifen einzeln abhört: „Uns umgeben unser Leben lang nur unreine Töne; wenn's klingt, nimmt man sie uns weg; den Genuß haben die andern.“

Und wo erdröhnen, brausen, summen, klagen, jubilieren diese Ludwigsburger Orgelregister? Überall auf Erden — in den Kirchen Kairos, in der Bostoner Musikhalle, in Kalkutta. Nach den Philippinen sind allein 36 Orgeln verfrachtet worden. Facharbeiter müssen sie oft begleiten und an Ort und Stelle einrichten, was manchmal über ein Jahr in Anspruch nimmt und die Beteiligten nebenbei mit Land und Leuten bekannt macht. Im Petersdom in Rom kann eine Walckerorgel, viele Zentner schwer, auf einem fahrbaren Gestell von einer Seitenkapelle in die andere gefahren werden, wie das Bedürfnis der Andächtigen es erfordert. An jenem Morgen, an dem wir durch das Haus geführt wurden, war das Neuste im Betrieb die mehr fabrikmäßige Herstellung von Hausorgeln, nicht viel größer als ein Klavier, die Pfeifen aus Raumersparnis zum Teil quer gestellt; Oskalyd heiße das Miniaturinstrument nach dem Vornamen eines der Inhaber; „ohne wohlklingenden Namen geht's heute nicht mehr ab“, sagte unser Begleiter leichthin. Zum Schluß ließ er uns noch einen Blick in die Kunstschräwerkstätte tun, wo die Orgelgehäuse entstehen; sie müssen natürlich den Baustilen der einzelnen Kirchen oder Konzert- bzw. Kinosälen angepaßt werden; Holzbildhauer schnitzen Heilige, allegorische Figuren, Kapitelle und Ornamente. Hier und da an den Wänden der Zeichensäle oder in den Treppenaufgängen hingen Ehrendiplome oder Köpfe aus der Bürgerdynastie dieser Orgelbauer. Da war z. B. der Gründer der Firma, Eberhard Friedrich, der mit zwei Gesellen angefangen hatte. Seit Erbauung der Orgel in der Frankfurter Paulskirche 1830 gewann der Name Geltung. In der Familienchronik wird von dem Wagnis erzählt, in den Orgelplan für Frankfurt ein 32fußiges Register aufzunehmen, d. h. ein Register mit offenen Holzpfeifen, deren größte 32 Fuß Länge haben und die tiefsten Baßtöne bis zum Doppél-Orgel-C hervorbringen sollte. Trotz vieler Abmahnungen ließ der Sohn des Gründers die kolossalen Dinger anfertigen und einsetzen. Aber wie erschrak er, als nach dem Tastenanschlag bei den tiefsten Pfeifen kein Ton vernehmbar war. In aller Heimlichkeit rechnete er seine mathematisch-physikalischen Ansätze nach, vertiefte sich in alle Möglichkeiten, probierte — immer vergebens! Als er wieder einmal mittags bedrückt die Kirchentreppe hinabstieg, hörte er plötzlich von der in

der Nähe eingerichteten Notwerkstatt herüber einen außerordentlich starken, sehr tiefen Ton. „Was habt ihr eben gemacht?“, fragte er seine Arbeiter in begreiflicher Erregung. Zögernd antworteten sie: Eigentlich gar nichts! Einer von ihnen habe Leim wärmen wollen und, um schnell fertig zu werden, einen ganzen Haufen Hobelspäne in den



Gotisches Gehäuse der Münsterorgel in Ulm

Windofen geworfen und angezündet. Davon hätte der Ofen und der Kamin so gebrummt, daß sie alle erschrocken seien. Man wiederholte den Vorgang, und es ließ sich derselbe donnerähnliche Ton vernehmen, und zwar noch $1\frac{1}{2}$ Ton tiefer, als Herr Walcker zu erreichen gehofft hatte. Nach längerem Überlegen ergab sich des Rätsels Lösung: Die Wände des Kamins waren stark genug, um der Schwingung einer

so gewaltigen Luftsäule den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen; deshalb verdoppelte er die Stärke der Pfeifenwände und verband das ganze Register durch starke Eisenbänder. Als er nunmehr dem Sachverständigsten unter den Zweiflern das Register vorführte, konnte er beim Anschlagen der untersten Oktave dem 32-Füßer die Grundgewalt eines so tief und rein nie gehörten Basses entlocken; und die beiden umarmten sich vor Freude! „Seitdem fehlte es mir nie an Empfehlungen auf die weitesten Entfernungen hin“, schließt der Bericht.

Er hörte sich in der Tat viel erbaulicher an als manche Kastellan- anekdote drüber im Schloß aus dem Leben seiner herzoglichen Durchlaucht. Hier atmete man die gesunde Luft selbstgeschaffener Tradition. Solche Männer stehen auf eigenen Füßen, brauchen kein Gottesgnadentum, kein prunkendes Riesenschloß als beklemmenden Hintergrund, keine staatliche Anlehnung. Was man selber machen kann, was sich von selber heraus entfaltet, kann allein Stolz und Freude schenken.

Dies zweite Ludwigsburger Gesicht hat uns nicht wieder losgelassen; es gab den Schwabenwanderern ein seltenes Hochgefühl, im Schillerland Technik und Geist so innig vereint am Werk gesehen zu haben.

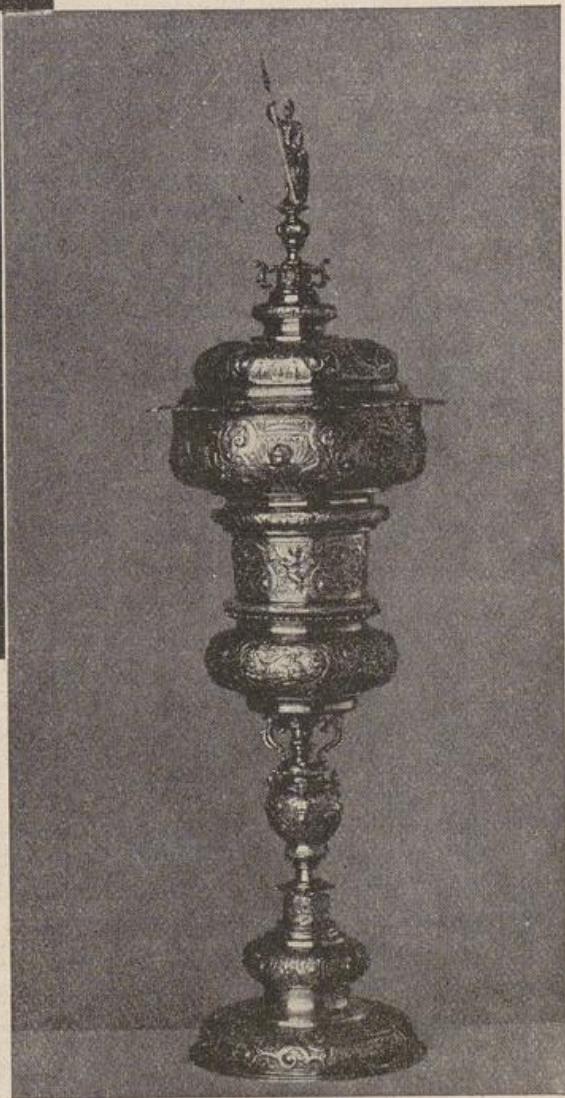
Wilhelm Blume



Romanischer Speisekelch aus Salzburg (1170)



*Gotische Bergkanne
aus Goslar
(1477)*



*Renaissance-Pokal
aus dem Ratssilber
der Stadt Lüneburg (1570)*

Erzählungen aus der Dunkelkammer

Endlich waren die Lehrjahre meines Vaters vorbei; er hatte als Mechaniker angefangen und war dann zur Optik übergegangen. Welcher Zufall ihn darauf gerade nach Leipzig kommen ließ, weiß ich nicht; jedenfalls ist er ihm zum Glück ausgeschlagen. Dort arbeitete er draußen in Lindenau in einem großen optischen Geschäft; doch das Zusammensetzen von Fernrohren gab seiner Tatkraft und seinem Ehrgeiz kaum genügende Aufgaben. Eines Tages aber wurde dort von einem Reisenden eine Pariser camera obscura angeboten, mit der man Spiegelbilder der Menschen festhalten konnte. Zugleich zeigte er einige solcher neuartigen Bilder vor, welche, da sie auf Quecksilberplatten gearbeitet waren, hin und her gewendet werden mußten, bis man in richtiger Beleuchtung ein zartgraues Bild darauf erkennen konnte.

Der Besitzer der optischen Anstalt schüttelte zweifelnd den Kopf über die neuartigen Wunderbilder, die nach dem Erfinder Daguerre Daguerreotypien genannt wurden. In den Nachmittagspausen gingen die Angestellten um den geheimnisvollen Kasten herum und machten ihre Witze über das neue französische Wundertier; nach acht Tagen stand es vergessen und verstaubt in einer Ecke. Mein Vater, der jüngste Angestellte dort, hatte sich kein Wort von der Auseinandersetzung des Reisenden mit dem Chef entgehen lassen und am selben Abend zu Hause in fiebiger Erregung jeden Satz aufgezeichnet, der über die Behandlung der Kamera und der Platten Aufschluß geben konnte. In aller Heimlichkeit hatte er an einen Onkel in Dessau geschrieben und sich zur Anschaffung des Apparats 300 Taler erbeten. Dieser Onkel, Kammerherr am Anhalt-Dessauischen Hofe, hatte vor kurzem auf einer Reise den Neffen in Leipzig besucht und ihm beim Abschied gesagt, in Notlagen könne er sich an ihn wenden. Ihm hatte offenbar der junge Mann, der so glühend für Technik und Maschinen schwärzte, gefallen; es hatte ihm imponiert, daß hier zum erstenmal ein junger Dauthendey mit dem jahrhundertealten Familienherkommen, entweder zu studieren oder Offizier zu werden, mutig gebrochen und sich den Gesetzen einer gewandelten Zeit angeschlossen hatte. Und noch an demselben Tage, an dem das Geld eingetroffen war, trat er vor den Herrn der optischen Anstalt und fragte zum Erstaunen der auflauschenden anderen Angestellten, ob der französische „Kasten“ verkäuflich sei. „Das ist mir lieb, wenn Sie einen Käufer wissen. Dann wird mir viel Schererei wegen Rückforderns der Anzahlung erspart“, meinte der Geschäftsinhaber. „Würden Sie ihn mir geben, wenn ich Ihnen den vollen Kaufpreis zahle?“ platzte seinerseits mein Vater heraus.

Am Abend des bedeutungsvollen Kauftages eilte mein Vater mit der sorgfältig in ein Tuch eingepackten Kamera, von der Angst

getrieben, es könne ihm jemand nachgeschickt werden, der den Handel rückgängig machen solle, in seine Wohnung. Hier sagte er sich, daß sein jetziges Zimmer, in der engen Straße gelegen, nicht genug Licht hätte, um darin Versuche anzustellen; am nächsten Sonntag bezog er an der Lindenauer Landstraße ein kleines Gartenhaus innerhalb eines großen Obstgartens. Die Besitzerin des Grundstückes und ihr Gärtnerbursche, die den jungen eifrigen Experimenter beobachteten, saßen oft stundenlang in brennendem Sonnenlicht vor der Kamera; die guten Menschen trösteten ihn oft, wenn er aus seiner Dunkelkammer — wie oft! — mit leerer Platte herauskam. Des öfteren warnte der Leipziger Stadtanzeiger seine Leser vor der neuen Erfindung; solche Zeitungsberichte fand mein Vater auf seinem Arbeitsplatz, wenn er morgens in das optische Institut kam, um mit Ungeduld seiner üblichen Beschäftigung nachzugehen. Die kostspieligen häuslichen Versuche verschlangen sein kleines Einkommen, so daß er der Frau die Miete schuldig bleiben mußte. Den Leuten, deren Geschäftsweg täglich an dem Garten vorbeiführte, war längst das seltsame Gebaren jenes jungen Mannes an dem Kasten aufgefallen, der auf drei Holzbeinen vor ihm stand und mit seinem Messingrohr vorn einer kleinen Kanone glich. Selbst die Postillionen pflegten hier sonntags langsamer zu fahren und zeigten mit der Peitsche den Insassen der Postkutsche den geheimnisvollen Apparat. Die Kinder von Lindenau steckten ihre Nasen durch den Zaun und flohen mit entsetztem Geschrei, wenn der Geisterbeschwörer unter seinem Tuch wieder am Tageslicht erschien. Eines Tages brachte man sogar einen Kranken, einen Gelähmten, in einem Rollwagen in den Garten; er wollte stunden-, ja tagelang vor dem Apparat sitzen in der Hoffnung, daß jene Glaslinsen, die offenbar das Licht einsammelten, ihm mit ihrer Kraft den Gebrauch seiner Glieder zurückgeben würden.

Endlich — noch nach 50 Jahren nannte mein Vater den Tag den schönsten seines Lebens — gelang es, einen kleinen dreieckigen Fleck auf der Quecksilberplatte hervorzubringen, ein kleines haarscharfes Dreieck. Nach langem Betrachten und Grübeln erkannte er, daß dieses Dreieck den Hemdausschnitt am Halse des Gärtnerburschen darstellte, den die Platte als den hellsten Fleck zuerst wiedergegeben hatte. Die Maschine schwindelte also doch nicht! Man mußte nur Geduld und Sorgfalt anwenden und mit peinlichster Genauigkeit Belichtungsdauer, Einfluß der Wärmegrade und alle möglichen zartesten Umstände bei Mischung und Handhabung der Chemikalien beachten.

Nichts ähnlich Empfindliches hatte es jemals vorher im Männergewerbe gegeben wie diese neue Kunst. Hier galt es, zuerst das eigene Ich in Zucht zu nehmen. Bei Bedienung der optischen Linse kam es auf den kleinsten Teil eines Millimeters an.

Die Hand, die hastig arbeiten wollte, mußte sich zu völliger Ruhe zwingen. Zur optischen Arbeit gesellte sich auch noch die Chemie; zwei sonst ganz auseinanderliegende Gebiete sollten hier vereinigt werden zur Herstellung eines Bildes. Die Einwirkung der Lichtstrahlen auf die chemisch zubereitete Platte, diese Berechnung der ewig schwankenden Einflüsse von hellen und dunklen Wetterständen, außerdem das Feuchthalten der mit chemischer Lösung behandelten Platte, die an trockenen Tagen in ihrer Lichtaufnahme ganz anders arbeitete als an feuchten, alle diese ungekannten Hindernisse stellten sich wie finstere Berge in der Dunkelkammer der Willensanstrengung des jungen Mannes entgegen.

Und wieder wurde versucht und versucht, bis eines Sonntags ein Dienstmädchen, das mit ihrem Soldaten neugierig zugesehen hatte und auf Einladung zur Aufnahme hereingekommen war, in ganzer Person auf der Platte erschien. Sie bekam ein glänzendes Talerstück von dem beglückten jungen Lichtarbeiter zur Belohnung. Auch ihr Soldat wurde vor die Kamera gestellt, und auch er erschien als Bild auf der Platte. Das waren die ersten Daguerreotypbilder in Deutschland, winzige, haarscharfe, kleine Menschenpiegelbilder, nicht größer als gewöhnliche Visitenkarten. Die Kleidernähte, die Knöpfe, der Garten mit dem Gewimmel der Blättchen hinter der Person, all das mußte man erst lernen zu sehen! Erst allmählich sah man die Schlagschatten und Lichter an jedem kleinsten Laubblatt und wunderte sich schließlich nur, daß sie bei dieser naturgetreuen Wiedergabe sich nicht bewegten!

Mein Vater hat sich in seinen Erzählungen nie auf den Platz eines großen Erfinders stellen wollen; er wollte uns Kindern nur die Geschichte seiner Jugendzähigkeit berichten und uns mit seiner Begeisterung für alle Erfindungen auf den Gebieten der Technik und des Maschinenwesens zur Bewunderung hinreißen, die jeder bei einem Rückblick auf das 19. Jahrhundert dem Aufschwung des menschlichen Geistes zollen muß.

22 Jahre war mein Vater alt, als er im Mai 1842 auf der großen Leipziger Messe einen Rahmen, gefüllt mit seinen ersten Bildern, öffentlich den erstaunten Besuchern zeigte. Es waren die Aufnahmen von Zufallspassanten in der Lindenauer Straße, die manchmal recht komisch wirkten. Nun aber erhielt mein Vater Bestellungen aus allen Kreisen der Stadt. Nach Chemnitz, Magdeburg und Halle wurde er eingeladen. Auf Veranlassung verschiedener Professoren der Chemie mußte er als erster deutscher Lichtarbeiter einen Vortrag über die neue Photokunst halten. Eine Einladung des Onkels führte ihn nach Dessau an den herzoglichen Hof, von da ging es mit Empfehlungsbriefen nach Petersburg ...

Max Dauthendey

Lotti, die Uhrmacherin — daheim!

Fräulein Lotti war soeben erwacht. Die Repetieruhr schlug mit zartem Klange sechsmal an. Gleich darauf begann die deutsche Stockuhr, eine solide Arbeit Meister Anton Schreibelmeyers, von der Kommode am Pfeiler aus die Morgenstunde zu verkünden. — „Auf, auf!“ befahl ihre gebieterische Stimme, „an die Arbeit! Der Tag beginnt!“ Ihre Glocken hatten kaum ausgezittert, als auch schon die französische Wanduhr in aller Bescheidenheit eilig und leise zu melden begann: „Sechs! sechs! gehorsamst zeig ich's an.“

Beim Ankleiden musterte Fräulein Lotti ab und zu ihr Stübchen mit wohlgefälligen Blicken. Je länger sie es bewohnte, desto gemütlicher erschien es ihr, desto mehr mußte sie selbst die geschickte Benutzung des Raumes bewundern, die es möglich gemacht, so viele Schränke und Schränkchen in dem schmalen Zimmer unterzubringen. Neben ihnen war die Hauptsache der Arbeitstisch, auf dem mehrere zerlegte Uhrwerke unter Glasglocken und alle erdenklichen Uhrmacherwerkzeuge lagen. Auf der linken Seite des Fensters, in der dunklen Ecke, welche das Zimmer dort bildete, befand sich ein großer, bis an die Decke reichender Schrank. Der glich einer gotischen Kapelle, war aber ein Schreibtisch, — der Schreibtisch einer Person, die nicht schreibt. Um so zweckmäßiger war der niedrigere Bücherschrank, der den größten Teil der Längswand einnahm. Schlanke Säulen mit korinthischen Kapitälchen verzierten die Glastüren des Aufsatzes, hinter dessen blanken Scheiben eine sehr gemischte Gesellschaft friedlich beisammen wohnt.

Da standen Schillers Werke in einem Band, im allerdings ziemlich abgenützten Prunkgewand aus rotem Saffian, neben Goethes Benvenuto Cellini. Lessings Laokoon war durch ein Versehen mitten hineingeraten zwischen Raimunds Verschwender und den bösen Geist Lumpazivagabundus. Viele Klassiker der Weltliteratur, alte und neue, fanden sich durch irgendein Hauptwerk vertreten; vollständig vorhanden jedoch waren alle Lehrbücher der Uhrmacherkunst. Ihre lange, majestätische Reihe wurde durch Hieronymus Cardani (1557) eröffnet und schloß mit Moinets *Traité général d'Horlogerie*. Kein einziges von allen diesen Büchern war seiner Eigentümerin ganz fremd, mit manchen stand sie auf dem vertrautesten Fuße, und gerade in diese vertiefte sie sich mit dem größten Vergnügen immer von neuem. Denn, meinte sie, ein schönes Buch nicht wieder lesen, weil man es schon gelesen hat, das ist, als ob man einen teuren Freund nicht wieder besuchen würde, weil man ihn schon kennt.

Viele dieser Werke besaßen außer ihrem eigenen auch noch einen besonderen, für Lotti unschätzbarer Wert. Sie waren mit Randbemerkungen von der Hand eines Mannes versehen, der ihr unter allen Lebenden am höchsten gestanden hatte — ihres Vaters, des Meisters Fessler.

Sie meinte ihn sprechen zu hören, wenn sie die kurzen, zierlich geschriebenen Sätze, Früchte reiflicher Überlegung und solider Fachkenntnis überlas.

Meister Johannes Fessler hatte nicht zu den Leuten gehört, die einen Gedanken deshalb schon für gut halten, weil er in ihrem Kopf entstanden ist. Das Handwerk, das er ein halbes Jahrhundert hindurch getrieben, hatte ihn gelehrt, dreißig „Vielleicht“ und „Ich glaube“ leichter auszusprechen, als ein: „So ist's“ oder ein: „Das steht fest“.

Ein gewissenhafter Uhrmacher, wie er gewesen war, ein Mann, der so oft erfahren hatte, daß am Ende einer Reihe scheinbar richtiger Schlüsse ein Irrtum lauern kann, der hütet sich wohl, leichtsinnig Behauptungen aufzustellen.

Aus den Randglossen des Meisters ließ sich erkennen, wie ernst es ihm mit seinem Beruf war und welche Liebe er für ihn hegte. Man sah es wohl, was er auch gelesen hatte, wie sehr ein Buch seine Aufmerksamkeit gefesselt haben mochte; seines Handwerks hatte er dabei nie vergessen. Niemals war ein bemerkenswertes Ereignis in der Geschichte der Menschen zu seiner Kenntnis gekommen, ohne daß er gesucht hätte, es mit einem eben solchen in der Geschichte der Uhren in Verbindung zu bringen. So fand sich zum Beispiel in einem historischen Werke, an einer Stelle, wo die Rede war vom Tode Kaiser Rudolfs von Habsburg, von Fesslers Hand die Anmerkung: In demselben Jahre erhielt die Kirche von Canterbury eine Schlaguhr, für welche 30 Pfund Sterling bezahlt wurden. Weiter, als der „Goldenen Bulle“ Erwähnung geschah, hatte der Meister seinerseits erwähnt: Gleichzeitig ehrte die Stadt Bologna sich selbst, indem sie die erste öffentliche Uhr aufstellen ließ. — Noch weiter: Eduard III. entsagt seinen Ansprüchen auf den französischen Thron — und — fügte Fessler hinzu: erteilt dreien Uhrmachern aus den Niederlanden Schutzbriebe, damit sie nach England kommen können. Anno 1368. In demselben Geschichtswerk war der Name Kaiser Karls V. nachdrücklich unterstrichen und daneben stand: Muß eine besondere Freude an den Werken der Uhrmacherkunst gehabt, ja vielleicht selbst dabei Hand angelegt haben.

Noch andere Randglossen machten darauf aufmerksam, daß Luther seine Bibelübersetzung zu derselben Zeit geschrieben hat, zu welcher in Nürnberg die ersten Taschenuhren entstanden. Und so noch viele wichtige und höchst seltsame Zusammenstellungen, die jedem, der ein Herz hat für die Uhrmacherei, gar viel zu denken geben.

Was ihm selbst dabei eingefallen, hatte Meister Johannes niemals verraten, sehr oft aber sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er nur ein ungelehrter Mann war und nicht imstande, eine ausführliche und genaue Geschichte der Entwicklung der Uhrmacherkunst zu schreiben. Das beste Material, das es geben kann — wenigstens zu einem Hauptzweig eines solchen Werkes — besaß er selbst. Er hatte nämlich im Laufe seines langen Lebens eine

Sammlung von Taschenuhren zusammengebracht, wie sie vor ihm so vollständig und lückenlos schwerlich ein Privatmann besessen haben dürfte. Er freute sich ganz im stillen an seinem Schatze, was nicht heißen soll, daß er sich allein daran freute. Es gab zwei Getreue, die keine anderen Interessen kannten als die seinen. Die beiden waren seine Tochter Lotti und sein Ziehsohn Gottfried. „Meine Gesellen“ nannte er sie in ihrer Kindheit und später mit Stolz: „Meine Gehilfen“. Endlich schien ihm auch diese Bezeichnung nicht mehr ehrenvoll genug, und er sprach sie niemals aus, ohne sich dabei in Gedanken zu verbessern: „Ich wollte eigentlich sagen: Meine Berufsgenossen... solche noch dazu, die im besten Zuge sind, mich zu überflügeln.“

Die kleine Familie verlebte damals eine herrliche Zeit. Eine Zeit voll beseligenden Friedens und erfolgreicher Tätigkeit. Fessler war mit der Vollendung eines Chronometers beschäftigt, den er selbst für sein bestes Werk hielt. Gottfried lieferte dazu eine Kompensationsunruhe von so einziger und zarter Ausführung, daß Meister Johannes bei ihrem Anblick laut ausrief: „Unübertrefflich!“ — Dieses Lob hatte er noch nie einer Leistung gespendet, die aus seiner Werkstatt hervorgegangen war. Lotti hingegen gelang es, eine höchst komplizierte Taschenuhr aus dem XVI. Jahrhundert in Gang zu bringen. Es bedurfte dazu außerordentlicher Geschicklichkeit, unsäglicher Geduld — aber welche Freude, als sie belohnt wurden und das seltsame kleine Ding seine abenteuerlich geformten Räder in Bewegung zu setzen begann. Fessler und Gottfried lachten, staunten, bewunderten; das Herz des jungen Mädchens pochte vor Entzücken... Ja, es war eine herrliche Zeit!

In Erinnerung an den plötzlich gestorbenen Vater war Fräulein Lotti auch heute wie so oft an das Schränklein getreten, das in der Ecke stand, dem großen Schreibtisch gegenüber. Eben fiel ein Sonnenstrahl schräg durch das Fenster auf das Kästchen, auf Lottis Hände, und als sie die erste Lade öffnete, schlüpfte er sogleich hinein. Prächtig war's, wie er die kleinen ehrwürdigen Meisterwerke beleuchtete, welche darin auf einem Bettlein von purpurrotem Samt lagen. Da sah man drei sogenannte „Nürnberger Eier“. Kein einziges Stück jünger als dreihundert Jahre, manches noch älter und gerade die ältesten von der künstlichsten Beschaffenheit. Was wollten sie nicht alles können, diese kleinen Maschinen, was trauten sie sich nicht zu! Sie begnügten sich keineswegs damit, die bürgerlichen Stunden anzugeben und zu schlagen und den Schläfer zu wecken, wann immer es ihm beliebte, auch den Wochen- und Monatstag verzeichneten sie, kontrollierten die Aspekte und Phasen des Mondes und behaupteten, den Stand der Sonne nachweisen zu können. Sie wandten den Himmelszeichen ihre Aufmerksamkeit zu, wußten Auskunft zu geben über die Sternzeit und nahmen Notiz vom türkischen Kalender... Und das alles versuchten sie mit geringen Mitteln zu erreichen! Mit Spindelechappements — mit Löffelunruhen, deren kläglich humpelnder Gang von einer Schweinsborste reguliert

wurde! Aber so ärmlich ihre Kunst, so reich war ihr Vertrauen. Sie wußten, daß Schwäche zur Stärke erwachsen kann, wenn nur der rechte Segen auf ihr ruht. Einer der alten Meister hatte in den Boden des Federhauses, das die Kraft umschließt, von der alle Bewegung ausgeht, die das ganze Getriebe gleichsam beseelt, den Namen Jesus eingegraben.

Immer reichere Schätze gelangten zum Vorschein, als Lotti Lädchen um Lädchen öffnete und schloß. Taschenuhren in den verschiedensten Formen, achteckig, rund, oval, elliptisch, sternförmig, in Gehäusen aus Gold und Silber, aus Smaragd, Rauchtopas, Bergkristall. Die Sammlung enthielt nicht minder merkwürdige Arbeiten von Tompion in England, Albrecht Erb in Wien, Gerard Mut in Frankfurt, Matthäus Degen, Christoph Strebell. Kurz, es fehlten wenig große Namen, und wer die vorhandenen mit recht scharfen Augen betrachtete, der sah mehr, als nur Namen in eine Metallplatte eingeritzt, der sah das Wesen des Meisters sich deutlich in seinem Werke spiegeln.

Und die letzte Lade, die von Lotti geöffnet wurde, enthielt u. a. eine vollständig erhaltene hölzerne Taschenuhr von Andreas Dilger aus Gütenbach. Ein Familienerbe! — Als Bräutigam hatte sie der Urgroßvater Lottis ihrer Urgroßmutter zugleich mit seinem Herzen dargebracht. Gottfried nannte sie die Majoratsuhr. Sie war nie getragen worden, hatte als Schaustück im Glasschrank der Urgroßmutter geruht. Nur an hohen Festtagen wurde sie hervorgeholt und zur Freude des Enkelchens Lotti aufgezogen. Dann setzte sie sich aber auch stracks in Bewegung und vollführte einen so akkuraten und energischen Gang und bimmelte so fleißig fort, als ob sie noch in der Blüte ihrer Jahre stände, und als ob sie all die Zeit einholen wollte, die sie in unfreiwilliger Muße versäumt hatte. Man sah der kleinen Dilger gar deutlich die Liebe an, mit der sie ausgeführt, und auch die, mit der sie zeitlebens gehegt und gepflegt worden war. Ihr gehörte Lottis letzter und zärtlichster Blick, bevor sie die Lade zuschob und dabei dachte: „Ja, meine Uhren — die machen mir noch das Sterben schwer!“

In diesem Augenblicke wurde die Zimmertür geöffnet. „Guten Morgen“, sprach eine tiefen und wohlklingende Stimme. Lotti wandte sich rasch: „Du, Gottfried? Ist es denn schon acht Uhr?“ „Noch nicht“, war die Antwort, „ich bin heute unpünktlich.“ „Zeichen und Wunder“, rief Lotti, „was ist geschehen? Was gibt's?“ Gottfried war an den Arbeitstisch getreten. Er hob die kleinen Glasglocken von den Uhren, die darunter lagen, und nahm jedes einzelne Werk auf das allergenaueste in Augenschein. „Du bist ja fertig“, sagte er nach einer Weile. „Beinahe — aber antworte mir doch — was gibt's?“ Er richtete sich empor, sah Lotti mit geheimnisvoller Miene halb freudig, halb zweifelnd an und sagte: „Eine Überraschung“.

Marie von Ebner-Eschenbach

(Vielleicht rät der Leser, was für eine Überraschung das gewesen sein kann!?)

*Ein ehrlicher Mann mag stecken in welchem
Kleide er will, man muß ihn lieben.*
(Gotthold Ephraim Lessing)

August Bebels Lebenserinnerungen

1. Aus den Lehrjahren

„Was willst du denn werden?“ war die Frage, die mein Vormund, ein Onkel von mir, an mich stellte. „Ich möchte das Bergfach studieren!“ „Hast du denn zum Studieren Geld?“ Mit dieser Frage war meine Illusion zu Ende.

Daß ich das Bergfach studieren wollte, war dadurch veranlaßt, daß, nachdem im Anfang der fünfziger Jahre die Lahn bis Wetzlar schiffbar gemacht worden war, in der Wetzlarer Gegend der Eisenerzabbau einen großen Aufschwung genommen hatte. Da aus dem Bergstudium nichts werden konnte, entschloß ich mich, Drechsler zu werden. Das Angebot eines Klempnermeisters, bei ihm in die Lehre zu treten, lehnte ich ab, der Mann war mir unsympathisch, auch stand er im Rufe eines Trinkers. Drechsler wurde ich aus dem einfachen Grunde, weil ich annehmen durfte, daß der Mann einer Freundin meiner Mutter, der Drechslermeister war und der in der Stadt den Ruf eines tüchtigen Mannes genoß, bereit sein werde, mich in die Lehre zu nehmen. Dies geschah auch. Die Begründung, mit der er meine Anfrage bejahte, war wunderlich genug. Er äußerte, seine Frau habe ihm erzählt, ich hätte mein Examen bei der Konfirmation in der Kirche sehr gut bestanden, er nehme also an, ich sei auch sonst ein brauchbarer Kerl. Nun war ich sicher kein dummer Kerl, aber ich müßte die Unwahrheit sagen, wollte ich behaupten, ich sei in der Drechslerei ein Künstler geworden. Es gab solche, und mein Meister gehörte zu ihnen, aber ich habe es trotz aller Mühe nicht über die Mittelmäßigkeit gebracht.

Meister und Meisterin waren sehr ordentliche und angesehene Leute. Ich hatte meine ganze Verpflegung im Hause, das Essen war auch gut, nur nicht allzu reichlich. Meine Lehre war streng. Aus der Drehbank ging es zum Essen und vom Essen in die Bank. Sobald ich morgens aufgestanden war, mußte ich der Meisterin viermal je zwei Eimer Wasser von dem fünf Minuten entfernten Brunnen holen, eine Arbeit, für die ich wöchentlich 4 Kreuzer gleich 14 Pfennige bekam. Das war das Taschengeld, das ich während der Lehrzeit besaß. Ausgehen durfte ich selten in der Woche, abends fast gar nicht ohne besondere Erlaubnis. Ebenso wurde es am Sonntag gehalten, an dem unser Hauptverkaufstag war, weil dann die Landleute zur Stadt kamen und ihre Einkäufe an Tabakpfeifen machten und Reparaturen vornehmen ließen. Ich war in dieser Beziehung wohl der am strengsten gehaltene Lehrling in ganz Wetzlar, und oftmals weinte ich vor Zorn, wenn ich an schönen Sonntagen sah, wie die Freunde und Kameraden spazieren gingen, während ich im Laden

stehen und auf Kundschaft warten und den Bauern ihre schmutzigen Pfeifen säubern mußte. Mit um so größerem Eifer warf ich mich auf das Lesen von Büchern, die ich ohne Wahl las, natürlich meistenteils Romane. Einer meiner Lieblingsschriftsteller war Walter Scott. Aus der Väter Nachlaß hatten wir einige Geschichtsbücher gerettet. So über preußische Geschichte, natürlich offiziell geeicht, deren Inhalt ich so im Kopfe hatte, daß ich alle Daten in bezug auf brandenburgisch-preußische Fürsten, berühmte Generale, Schlachttage usw. am Schnürchen hersagen konnte. Schmerzlich wartete ich auf das Ende der Lehrzeit, ich hatte Sehnsucht, die ganze Welt zu durchstürmen. Aber so schnell, wie ich wünschte, ging es nicht. An demselben Tage, an dem meine Lehrzeit beendet war, starb mein Meister. So kam ich in die seltsame Lage, an demselben Tage, an dem ich Geselle geworden war, auch Geschäftsführer zu werden. Ein anderer Geselle war nicht vorhanden, ein Sohn, der das Geschäft hätte fortführen können, fehlte; so entschloß sich die Meisterin, allmählich auszuverkaufen und das Geschäft aufzugeben. Für die Meisterin, die eine auffallend hübsche und für ihr Alter ungewöhnlich rüstige Frau war, die mich stets gut behandelte, wäre ich durchs Feuer gegangen. Ich zeigte ihr jetzt meine Hingabe dadurch, daß ich über meine Kräfte arbeitete. Von Mai bis in den August stand ich mit der Sonne auf und arbeitete bis abends 9 Uhr und später. Ende Januar 1858 war das Geschäft liquidiert; ich rüstete mich zur Wanderschaft. Als ich mich von der Meisterin verabschiedete, gab sie mir außer dem fälligen Lohn noch einen Taler Reisegeld.

2. Aus den Wanderjahren des Drechslergesellen

In Freiburg i. B. verlebte ich einen sehr angenehmen Sommer. Freiburg ist nach seiner Lage eine der schönsten Städte Deutschlands; seine Wälder sind bezaubernd, der Schloßberg ist ein herrliches Stückchen Erde. Aber was mir fehlte, war entsprechender Anschluß an gleichgesinnte junge Leute. Ein Zusammenhang mit Fachgenossen bestand zu jener Zeit nicht; in meiner Werkstatt war ich der einzige Gehilfe. Die Zunft war aufgehoben, und neue Gewerkschaftsorganisationen gab es noch nicht. Politische Vereine, denen man als Arbeiter hätte beitreten können, existierten ebenfalls nicht. Noch herrschte überall in Deutschland die Reaktion. Für einen Vergnügungsverein hatte ich aber keinen Sinn und auch kein Geld. Da hörte ich von der Existenz des katholischen Gesellenvereins, der am Karlsplatz sein eigenes Vereinshaus hatte. Nachdem ich mich vergewissert, daß auch Andersgläubige Aufnahme fänden, trat ich, obgleich ich Protestant war, demselben bei. Der Kulturkampf bestand zu jener Zeit noch nicht. In diesen Vereinen herrschte daher auch damals gegen Andersgläubige volle Toleranz. Ein eigenartiges Element im Verein waren die Kapläne, die, jung und lebenslustig, froh waren, daß sie gleichaltrigen Elementen sich anschließen konnten. Den Gründer der Vereine, Pfarrer Kolping, damals in Köln, der, irre ich nicht, selbst in seiner Jugend Schuhmachergeselle war,

lernte ich in Freiburg im Breisgau kennen, woselbst er eines Tages einen Vortrag hielt.

Auf der Wanderung von Freiburg nach München schloß sich mir ein Schneider aus Tirol an. In Dachau machte mein Reisekollege den Vorschlag, wir sollten beide bei den Schneidermeistern Umschau halten, was ich ohne Bedenken tun könnte, da ich bei der Kleinheit und Zierlichkeit meiner Figur ganz wie ein Schneider aussähe. Hier sei bemerkt, daß bei einer Umschau bei den Meistern des Gewerbes die Geschenke wesentlich reichlicher ausfielen, als beim „Fechten“; dafür hatte man aber auch die moralische Verpflichtung, wenn bei der Umschau ein Meister erklärte, er habe Arbeit, diese anzunehmen. Gedacht, getan. Vorsichtshalber ließ ich aber dem Tiroler den Vortritt. Daß dies klug gehandelt war, zeigte sich sofort. Wir stiegen in einem Hause die Treppe hinauf und läuteten. Sobald der Tiroler sagte: „Zwei zugereiste Schneider bitten um ein Geschenk“, antwortete der Meister, der uns empfing: „Sehr erfreut, ich kann Sie beide gut gebrauchen, geben Sie mir Ihre Wanderbücher.“ Während nun der Tiroler zögernd sein Wanderbuch aus der Rocktasche zog, machte ich rechtsum kehrt und sprang in großen Sätzen die Treppe hinunter und zum Städtchen hinaus. Daß ich den Tiroler als Reisegefährten verlor, bedauerte ich sehr, er war ein guter Kamerad und angenehmer Gesellschafter gewesen.

Einen zweiten interessanten Sommer verlebte ich in Salzburg. Die Schönheiten der Stadt entschädigten für die schlechten Löhne; sparen war schwer. Um mir den ersten Überzieher kaufen zu können, darbte ich sehr; abgesehen vom Mittagessen, das ich beim Meister hatte, lebte ich ausschließlich von Schwarzbrot und Milch. Der Sommer 1859 war aber auch ein Kriegssommer. Der Krieg zwischen Österreich auf der einen und Italien und Frankreich auf der anderen Seite war in Norditalien entbrannt. Dadurch wurde das Leben in Salzburg insofern besonders interessant, als Massen von Militär aller Waffengattungen und Nationalitäten singend und jubelnd nach Südtirol zogen. Einige Monate später kamen die Armeen niedergedrückt als Besiegte zurück, gefolgt von Hunderten von Wagen mit Verwundeten und Maroden. Zunächst aber herrschte siegesfreudige Zuversicht. Ich war über die politischen Ereignisse so aufgeregt, daß ich an Sonntagen, für andere Tage hatte ich weder Zeit noch Geld, nicht aus dem Café Tomaselli ging, bis ich fast alle Zeitungen gelesen hatte. Als Preuße hatte man zu jener Zeit in Österreich einen schweren Stand. Daß Preußen zögerte, Österreich zu Hilfe zu kommen, sahen die Österreicher als Verrat an. Als guter Preuße, der ich damals noch war, stichtete ich die preußische Politik zu verteidigen, kam aber übel damit an. Mehr als einmal mußte ich mich vom Wirtschaftlich entfernen, wollte ich nicht eine Tracht Prügel einheimsen. Als dann aber die freiwilligen Tiroler Jäger aus Wien, Nieder- und Oberösterreich nach Salzburg kamen und auch dort ihre Werbebüros aufschlugen, packte mich die Abenteuerlust. Mit noch einem Kollegen, einem Ulmer, meldeten wir uns als Freiwillige, erhielten

aber die Antwort: sie könnten Fremde nicht brauchen, nur Tiroler fänden Aufnahme. War es nun hier nichts mit dem Mitdabeisein, so entschloß ich mich, als jetzt verlautete, daß Preußen mobil mache, mich in der Heimat als Freiwilliger zu melden. Ich schrieb sofort an meinen Vormund, er möge mir zu diesem Zwecke einige Taler Reisegeld schicken. Ehe es ankam, war mittlerweile der Friede von Villafranca geschlossen worden. Der Krieg war zu Ende.

Im nächsten Jahr in Leipzig lernte ich in einem größeren Drechslereibetrieb den Artikel kennen, auf den ich mich später selbständig machte, Tür- und Fenstergriffe aus Büffelhorn. Nicht minder entscheidend für mein Leben war die Gründung des Gewerblichen Bildungsvereins, dem ich beitrat. Ich nahm an den Kursen für Stenographie und Buchführung teil und machte, bald in den leitenden Ausschuß gewählt, die erste genauere Bekanntschaft mit dem Sozialismus, der uns bis dahin ziemlich böhmisch geblieben war.

3. Aus den Meister- und Abgeordnetenjahren

Zur Katastrophe von 1866

Zu dieser Frage nahm ich auf einer Demonstrationsversammlung in Frankfurt am Main als Delegierter der sächsischen Arbeitervereine das Wort:

.... Wer war es denn in erster Linie, der die glorreiche Erhebung in den Jahren 1848 und 1849 blutig niedergeschlagen hat? Preußen! Wer hat in Dresden den Maiaufstand niedergeschlagen, die Kämpfer für die Reichsverfassung niedergemetzelt und der verzagten sächsischen Regierung wieder ans Ruder geholfen? Preußen! Oder war das Preußen des Herrn v. Manteuffel oder ist das Preußen des Herrn v. Bismarck mit seiner Mißachtung von Recht und Verfassung der Staat, zu dem das deutsche Volk Vertrauen haben kann? Sicher nicht! Und dieses Preußen will man jetzt an die Spitze Deutschlands stellen, den Staat, der nach seiner ganzen Geschichte mit Ausnahme jener Periode von 1807 bis 1810, wo er zerschmettert am Boden lag, nie ein liberaler Staat gewesen ist und nie ein solcher sein wird! Wer anders darüber urteilt, kennt Preußen nicht.

Was nun die gegenwärtige Krisis zwischen Österreich und Preußen anbelangt, so wird niemand leugnen, daß Preußen sie hervorgerufen hat, und nur dadurch, daß das übrige Deutschland sich wie ein Mann erhebt und zeigt, daß es nicht gewillt ist, ruhiger Zuschauer eines Bürgerkrieges zu sein, kann dieser verhütet und Preußen in seine Schranken zurückgewiesen werden. Das zeigt sich schon jetzt, wo die entschiedene Haltung des übrigen Deutschland Preußen stutzig machte und es bisher sich hütete, den Krieg zu erklären. Bricht aber dennoch derselbe aus, so möge sich das ganze Volk erheben, um gegen Preußen als Friedensbrecher zu marschieren."

Es sind seit jener Zeit Jahrzehnte verflossen, aber was ich in der Rede über das liberale Preußen sagte, ist mehr denn je zur Wahrheit geworden. Das liberale Preußen blieb bis heute eine Mythe.

Festungshaft in Hubertusburg 1872

Inzwischen zum Reichstagsabgeordneten gewählt, hatte ich mir auf Grund einer Rede in erregten Wahlversammlungen in Leipzig einen Majestätsbeleidigungsprozeß zugezogen, der mit der Verurteilung zu 31 Monaten Haft endete. Bei meiner Abreise hatten sich auf dem Leipziger Bahnhof eine große Zahl Männer und Frauen eingefunden, um sich von mir zu verabschieden. Meine Frau hatte ich gebeten, mit unserm Töchterchen zu Hause zu bleiben. Unter dem Gepäck, das ich mitnahm, befand sich auch ein großer Vogelbauer mit einem prächtigen Kanarienhahn, den mir ein Dresdener Freund als Gesellschafter für meine Zelle geschickt hatte. An der Station Dahlen, an der ich aussteigen mußte, um von dort zu Wagen nach Hubertusburg zu fahren, brachte man mir eine eigenartige Ovation. Als ich austieg, standen sämtliche Schaffner an dem langen Personenzug vor ihren Wagen und salutierten, indem sie die Hand an die Mütze legten. Der Lokomotivführer schwenkte die Mütze, ebenso schwenkte ein großer Teil der Passagiere, der in den Fenstern lag, Hüte und Mützen und rief mir Lebewohl zu. Ich war sehr gerührt über diese Zeichen der Sympathie.

In Hubertusburg stürzte ich mich mit aller Energie in die Arbeit, das beste Mittel, über eine unangenehme Situation hinwegzukommen. Zum zweitenmal studierte ich Marx' „Kapital“, dessen erster Band damals nur vorlag, Engels' „Lage der arbeitenden Klassen in England“, Lassalles „System der erworbenen Rechte“, Stuart Mills „Politische Ökonomie“, Lorenz Steins „Geschichte des französischen Sozialismus und Kommunismus“, Platos „Staat“, Aristoteles' „Politik“, Machiavellis „Der Fürst“, Thomas Morus' „Utopia“. Von den Geschichtswerken, die ich las, fesselte mich besonders Wilhelm Zimmermanns „Geschichte des deutschen Bauernkrieges“. Letztere gab mir die Anregung, eine populäre Abhandlung zu schreiben unter dem Titel „Der Deutsche Bauernkrieg mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten sozialen Bewegungen des Mittelalters“. Das Buch erschien bei W. Bracke in Braunschweig; später, unter dem Sozialistengesetz, wurde seine Verbreitung verboten. Auch die Naturwissenschaften vernachlässigte ich nicht. Ich las Darwins „Die Entstehung der Arten“, Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, L. Büchners „Kraft und Stoff“, Liebigs „Chemische Briefe“ usw. Ebenso widmete ich dem Lesen der Klassiker einen Teil meiner Zeit. Hier in der Zelle entstanden auch die Vorstudien zu meinem Buche „Die Frau“, das zuerst im Jahre 1879 unter dem Titel „Die Frau der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ erschien und trotz des Verbreitungsverbotes unter dem Sozialistengesetz acht Auflagen erlebte.

Geschäfts- und Agitationsreisen unter den Augen der Polizei (1878—90)

Während der zwölfjährigen Dauer des Sozialistengesetzes war ich — ich darf das ohne Übertreibung sagen — der in Deutschland polizeilich

am meisten verfolgte Mensch. Herr v. Puttkammer, der vom Frühjahr 1881 ab bis in die letzten Regierungstage Kaiser Friedrichs im Jahre 1888 Preußischer Minister des Innern war, nannte mich gelegentlich einer Sozialistendebatte im Reichstag im Jahre 1886 den „Allergefährlichsten“. Daß ich mich unter dieser polizeilichen Schutzwache wohl gefühlt habe, wird man nicht annehmen. Noch heute steigt mir das Blut zu Kopfe, gedenke ich jener Zeiten. Daß ich, wenn ich in Berlin im Reichstag war, auf Schritt und Tritt überwacht wurde, das passierte auch meinen sozialdemokratischen Kollegen. Aber daß man den Telegraphen hinter mir in Bewegung setzte und von einer Stadt zur anderen telegraphierte, daß und wann ich ankommen würde, passierte nur mir. Das geschah meist in der Weise, daß der Polizist, der mich zu überwachen hatte, sobald ich auf dem Bahnhof eine Fahrkarte löste, hinter mir an den Schalter trat und sich erkundigte, wohin ich die Fahrkarte genommen. Und nicht bloß wegen sogenannter Agitationsreisen wurde ich verfolgt, sondern auch auf meinen geschäftlichen Reisen wurde derselbe Unfug verübt. Ich hatte schließlich eine solche Übung in der Entdeckung dieser „Geheimen“ unter einem Haufen anderer Menschen erlangt, daß, wenn der Zug in eine Station einfuhr und ich den Kopf zum Fenster herausstreckte, ich auch rasch das Polizeigesicht entdeckte, das meine Überwachung übernehmen werde. Bei dieser Art der Verfolgung entwickelte sich ein stiller Krieg zwischen mir und meinen Verfolgern. Da ich selbstverständlich das Bedürfnis empfand, namentlich an den Abenden in den Kreisen meiner Genossen zu verkehren und mit diesen Gedanken auszutauschen, die für Polizeiohren nicht bestimmt waren, so bot ich alles auf, den mir folgenden „Staatsretter“ zu „versetzen“, wie bei uns der Kunstausdruck lautete, das heißt, ich bot alles auf, um im Gewirr der Straßen und Häuser meinem Verfolger zu entrinnen.

Aber auch im Ausland war ich vor polizeilicher Verfolgung nicht sicher. Ich pflegte von Zittau aus geschäftliche Abstecher nach Reichenberg in Böhmen zu unternehmen. Sobald ich dorthin abfuhr, meldete der sächsische Polizeiposten auf dem Zittauer Bahnhof telegraphisch die Zeit meiner Abfahrt an die Reichenberger Polizei. Dort angekommen, stand bereits ein robuster Gendarm in voller militärischer Ausrüstung am Bahnhof, um mir das Geleite zu meinen Kunden zu geben. Das rief großes Aufsehen hervor. Als ich dann eines Tages nach getaner Arbeit mit einer Anzahl Parteigenossen in einem Restaurationsgarten zusammentraf und wir uns eben unterhielten, wurde ich vor den Stadtgewaltigen zitiert, der, nachdem er sich erkundigt, was mich nach Reichenberg geführt, mir den Rat gab, mit dem nächsten Zuge abzureisen, widrigenfalls er meine Ausweisung verfügen müsse. In Österreich herrschte um jene Zeit, genau wie bei uns, der Rotkoller; Gewaltmaßregeln schlimmster Art gegen unsere Parteigenossen waren an der Tagesordnung. Genützt haben sie nichts, so wenig wie bei uns.

August Bebel